



Berlin, den 19. September 1903.

Trianon.

Dreihundertsechunddreißig Männer und Frauen sind zum Parteitag der deutschen Sozialdemokratie nach Sachsen gesandt worden. Seit Sonntag sind sie im dresdener Trianon versammelt. Trianon: der Name wirkt hier wie ein Historienmiz. Man denkt an das Grand Trianon, das der Sonnenkönig seiner Maintenon bauen ließ, an das Petit Trianon, wo die Dubarry sich, bis sie geköpft ward, amüsierte und Marie Antoinette später Almavivas Rosine spielte; und ich mußte, als ich die grotesken Schimpfreden las, die in Dresden gegen mich ausgespien wurden, an den Trianonssaal denken, wo gerade vor dreißig Jahren Bazaine, immerhin nicht ungehört, verurtheilt wurde. Denn die dreihundertsechunddreißig Delegirten, deren Reise und Aufenthalt deutsche Arbeiter bezahlen, sind, nach der Erledigung umständlicher Parteikuriositäten, bis jetzt — ich schreibe in der Nacht vom Dienstag zum Mittwoch —, sind zweimal vierundzwanzig Stunden lang mit der Frage beschäftigt worden, ob ich ein über alle Maßen abscheuliches Ungethüm sei und ob ein Sozialdemokrat für die „Zukunft“ schreiben dürfe. Diese Frage muß also wohl dringender sein als irgend eine andere, der die Vertreter des Proletariates die Antwort zu suchen haben. Der Repräsentant des Reiches hat sie in Reden von nie gehörter Schroffheit gescholten, sie haben, nach ihrer Angabe, um eine ungeheure Gefahr vom Vaterland abzuwenden, im Reichstag eine Revolution gemacht, drei Millionen erwachsener Männer sind für sie an die Wahlurne getreten, in ihrer Presse wird täglich von Staatsstreichsplänen geraunt, von der schamlosen Auswucherung, die dem deutschen Volk jetzt drohe, geschrien: und da die Genossenschaft nun zum

ersten Mal wieder versammelt ist, opfert sie zunächst einmal zwei von sechs Tagen der hochnothpeinlichen Frage, ob ich ein ausbündig ruchloser Keil und ob meine Wochenschrift von Partei wegen zu boycottiren sei. Das ist ihre Sache. Je ne juge pas: je constate. Wenn die Arbeiter mit dieser Verwendung der Zeit zufrieden sind, haben die Zuschauer nichts dreinzureden. Die Berichte, die ich benutzen kann — meine Frist endet im Morgengrau —, reichen nur bis zum Schluß des ersten Verhandlungstages; was am zweiten gesagt und beschlossen wurde und ob vielleicht gar noch ein dritter folgte, weiß ich nicht. Erst wenn die Debatte geschlossen und im „Centralorgan der Sozialdemokratie Deutschlands“ ein von der Partei als authentisch anerkannter Bericht erschienen ist, will ich ausführlich und rückhaltlos darüber reden. Für heute muß ich mich mit ein paar Randbemerkungen begnügen.

Im Lauf der Jahre sind einzelne literarische Arbeiten, deren Verfasser der sozialdemokratischen Partei angehören, in der „Zukunft“ veröffentlicht worden; sehr wenige; politisch einigermaßen bekannt waren von den Mitarbeitern dieser Gruppe nur Herr Goehre und Frau Braun. Da die Sozialdemokratie ihrem Parteiglauben Anhänger zu werben wünscht, sollte ihr, so meinte ich, die ihren Aposteln gebotene Gelegenheit willkommen sein, zu einem großen Kreis gebildeter Leser in voller Freiheit zu sprechen. In voller Freiheit. Nie habe ich einen Mitarbeiter gehindert, sein letztes Wort zu sagen, nie einem auch nur die leiseste Retouche zugemuthet. Nach solchen Artikeln kamen dann Briefe, worin mir, sanft oder grob, vorgeworfen wurde, ich diene den Interessen der „Umschutzpartei“; kamen auch Abbestellungen. Natürlich. Es giebt Leute, die nur hören wollen, was sie selbst vorher schon richtig fanden, und andere, deren von eintönigem Parteigeplär angewidertes Ohr sich nach einer Polyphonie sehnt und die auch in dem fremd klingenden, ihrem eigenen Glauben schrill widersprechenden Bekenntniß Anregung zum Nachdenken, zum Vordenken finden, — und nur an diese „Anderen“ wendet die „Zukunft“ sich. Ich habe vor elf Jahren versprochen, Jeden, der in literarischen Formen Hörenswerthes zu sagen weiß, hier frei reden zu lassen, auch wenn er meine Ansichten heftig bekämpfen wollte: und darf behaupten, daß ich dieses Versprechen gehalten habe. Auf das Recht, selbst auszusprechen, was ich für nöthig hielt, konnte ich freilich nicht verzichten; denn um mich dieses Menschenrechtes freuen zu dürfen, hatte ich mich ja auf die eigenen Füße gestellt. So haben auf diesen Blättern denn Agrarier und Anarchisten, fromme Katholiken und streitbare Protestanten, Stockkonservative und Sozialdemokraten, Staatssozialisten, Materialisten, Okkultisten, Skeptiker aller Arten

ihre Ueberzeugung vertreten; und die Mehrung der Leserschaft bewies mir, daß dieser Versuch längst gehegten Wünschen entgegenkam. Der Parteivorstand der Sozialdemokratie hat nun in einem amtlichen Erlaß die Genossen ermahnt, nicht für Zeitungen oder Zeitschriften zu schreiben, „in denen an der sozialdemokratischen Partei gehässige oder hämische Kritik geübt wird“. Wenn die Regierung einen Referendar nicht anstellt oder einen Postbeamten disziplinarisch verfolgt, weil er die Staatseinrichtungen „gehässig oder hämisch“ kritisiert hat, dann wüthen sozialdemokratische Abgeordnete und Journalisten gegen die Willkür eines Absolutismus, der das „Recht freier Meinungsäußerung“ unterdrückt. Der Industrielle, der einen Arbeiter entläßt, weil er die Betriebseinrichtungen gehässig oder hämisch kritisiert hat, wird ein Tyrann, eine kapitalistische Bestie genannt. Und jedes Gesetz, das dem Ermessen des Richters oder Verwaltungsbeamten Spielraum läßt, wird wegen seiner „Kautschukparagrafen“ verschrien. Der sozialdemokratische Schriftsteller aber soll nur da reden, wo seine Partei vor gehässiger und hämischer Kritik sicher ist. Was ist gehässig und hämisch? Nach der Ansicht aller Staatsanwälte und beinahe aller Konservativen fast jedes Wort, das von Sozialdemokraten über irgend eine Reichsinstitution, irgend einen politischen Vorgang gesprochen oder geschrieben wird. Ich dachte bisher, das wirksamste Mittel gegen ungerechte Kritik sei Dem gegeben, der die Möglichkeit hat, diese Kritik vor dem Hörerkreis, der sie vernahm, zu widerlegen, dachte, für einen Sozialdemokraten müsse es eine Lust sein, den bösen Kritiker am Ort der That abzuschlachten. Der Vorstand der Sozialdemokratie ist anderer Meinung. Er fordert für seine Partei jede und gewährt dem nicht zur Partei Gehörigen nicht die winzigste Freiheit. Wer eine Institution des Staates, der Kirche, der Gesellschaft in einer Weise kritisiert, die der einstweilen noch weit überwiegenden Volksmehrheit gehässig und hämisch scheint, den Sozialdemokraten aber gefällt, ist ein Held und wird gefeiert. Wer die Sozialdemokratie in Sägen kritisiert, die einzelne Bonzen gehässig und hämisch finden, ist ein Lump und wird nach Noten beschimpft. Alles im Namen der Freiheit und des unumstößlichen Menschenrechtes der Rousseauschule.

Welche Todsünde habe ich nun wider den Heiligen Geist der Sozialdemokratie begangen? Ich sehe von vagen Verleumdungen einstweilen ab und halte mich an die faßbaren Beschuldigungen, die am ersten Tag vorgebracht wurden. Erstens soll ich die „russischen Freiheitskämpfer“ schmählich beleidigt haben. Die Behauptung ist erweislich unwahr. Ich wußte bis heute zwar nicht, daß die deutschen Sozialdemokraten die Nihilisten als Ge-

sinnungsgegnossen betrachten, und glaube auch heute noch, daß die Propaganda der That schon seit der Stunde, wo Marx sich von Bakunin schied, bei den deutschen Marxisten verpönt ist; sonst würden sie ja nicht jeden Attentäter zu den Irrsinnigen oder zu den Polizeispiegeln weisen. Einerlei. Ich habe über die Thaten der Nihilisten niemals ein Urtheil gefällt. Auf welchen Thatbestand stützt sich die grause Anklage? Vor zehn Jahren und etlichen Monaten hat hier Professor Dr. Wilhelm Zoest, der Sibirien bereist und über die dortigen Zustände ein — in Rußland verbotenes — Buch herausgegeben hatte, zwei lange Artikel gegen Kennans bekannte Schriften veröffentlicht. Ich habe diese Artikel angenommen, weil sie von einem Sachverständigen kamen und eine Fülle neuen Materials brachten. Daß die Mitarbeiter ihre, nicht meine Meinung vertreten, weiß Jeder, der je auch nur ein Heft der „Zukunft“ durchblättert hat. Daß ein Schriftsteller, der nicht zur Prostitution bereit ist, sich die Meinung nicht vorschreiben läßt, sollte jeder Sozialdemokrat wissen. Zunächst also hat Zoest zu verantworten, was er sagte. Und was sagte er? Sein erster Artikel füllte sechzehn Seiten. Daraus wurde dem dresdener Parteitag eine Zeile mitgetheilt. Acht Wörter: „Gemeine Meuchelmörder, Spitzbuben, Räuber, Diebe, Prostituirte und Zuhälter.“ So, hieß es, habe „Die Zukunft“ die „russischen Helden“ genannt. Nun muß ich bekennen, daß ich keinem Menschen das Recht weigern würde, unter seinem Namen die Ueberzeugung zu vertreten, er halte den Mann, der aus dem Hinterhalt Dynamitbomben wirft, für einen Meuchelmörder. Professor Zoest hat aber gar nicht gesagt, was man ihn in Dresden sagen ließ. Sein Hauptsatz lautete: „Jedermann, der einmal in Sibirien war, weiß, daß jeder gemeine Verbrecher (Räuber, Aufschlißer, Muttermörder u. s. w.), der draußen seine Zwangsarbeit abgedient hat, Sibirien aber dennoch nicht verlassen darf, sich stets als ‚Politischen‘ bezeichnet. Gerade solche Menschen, die natürlich Alle ‚unschuldig‘ verurtheilt wurden, sind es nun, die sich ein Vergnügen daraus machen, wißbegierigen Reisenden die schönsten Märchen aufzubinden.“ Daraus bezieht sich der später folgende Satz: „Was sind denn Kennans ‚sympathische politische Freunde‘? Gemeine Meuchelmörder, Spitzbuben, Räuber, Diebe, Prostituirte und Zuhälter.“ Zoest hat zwar den Mörder des Zaren Alexander einen „Lumpen“ genannt, aber durchaus nicht alle wegen politischer Verbrechen nach Sibirien Verschaften mit Räubern, Mördern, Zuhältern auf eine Stufe gestellt. Doch nach der Ansicht der dresdener Mehrheit mußte ich ihm schreiben: „Herr Professor, in meiner Wochenschrift darf der Mann, der den Zaren getödtet hat, nicht ein Meuchelmörder ge-

nannt werden; wenn Sie diese Sätze nicht ändern, kann ich Ihren Artikel nicht aufnehmen.“ Denn, sagt Frau Zetkin, die Nihilisten sind Heilige. Wunderschön. Anderen Leuten aber ist wieder Anderes heilig. Andere Leute verlangen, ich solle keinen Sozialdemokraten reden lassen. Und wenn ich mich um all das Geschwätz kümmerte, gäbe kein Schriftsteller, der sich selbst achtet, mir einen Beitrag. Also: ich habe vor mehr als zehn Jahren — in dieser Zeit verjähren nach dem Reichsgesetz fast alle Straftaten — einem Gelehrten erlaubt, hier seine Auffassung sibirischer Zustände zu veröffentlichen. Deshalb bin ich ein Schuft, darf kein Sozialdemokrat für die „Zukunft“ schreiben.

Zweite Beschuldigung: ich soll im vorigen Jahr geschrieben haben, die Sozialdemokraten hätten den Reichstag in eine Rutscherchwemme umgewandelt. Das Urtheil ließe sich begründen. Sozialdemokraten haben damals den Herren von Kardorff, Baffermann, Bachem, Richter und Genossen zugerufen: „Ihr seid Verräther, Henker, Gauner, Zuhälter, seid eine Räuberbande“. Herr Karl Zentsch, der doch gewiß kein Sozialistenfresser ist, sagte nach diesen Vorgängen hier, „die Fraktion Singer scheine toll geworden zu sein“. Und was sagte ich selbst? „Das Alles ist nicht anmuthig, doch auch nicht ganz neu. Der preussische Landtag hat in der Konfliktzeit andere Stürme erlebt. Während des Heinzeistrites hörten wir die Rufe: 'Juden raus!', 'Meineidpässe!', 'Maul halten!', 'Schweinbande!' Solche Auftritte haben sich in Westminster und im Palais Bourbon oft wiederholt und kein sichtbarer Grund konnte sie uns, nur uns gerade ersparen. Unter den acht- und fünfzig sozialdemokratischen Abgeordneten sind mindestens dreißig, die aus dem Maschinenjaal und dem Handwerk kommen und deren natürliche Temperamentskraft nie in straffer Salonzucht gebändigt wurde; daß sie sich fast immer artig zeigen, nicht, daß sie manchmal die Konvention brechen, sollte ein Gegenstand bourgeoisen Staunens sein.“ Offenbar ein nichtswürdiger Angriff. Und acht Tage danach ließ ich einen fingirten Gegner meiner Auffassung mir den Satz von der Rutscherchwemme entgegenrufen. Wörtlich: „Flackern die Flammen Dir denn, wird nun Mancher wohl fragen, noch nicht hoch genug, — noch immer nicht, trotzdem der Reichstag von den Genossen zur Rutscherchwemme erniedert ist?“ Ich erklärte, entschuldigte also, vielen Lesern zum Aergerniß, die Wildheit proletarischer Sitten und führte einen von solcher Erklärung nicht Bestriedigten ein, der mich mit dem Argument belämpfte, die Genossen hätten den Reichstag zur Rutscherchwemme gemacht. In Dresden aber sprach Frau Klara Zetkin: „Die ‚Zukunft‘ hat nach den großen Kämpfen um den Zolltarif gesagt, die sozialdemokratische Fraktion habe den Reichstag in eine Rutscherchwemme verwandelt.“

Das waren die beiden einzigen greifbaren Beschuldigungen, die am ersten Tag vorgebracht wurden. Und diesem Beweismaterial entnahmen ehrenwerthe Führer und Führerinnen des zur Befreiung der Menschheit ausgewählten Proletariates nun das Recht zu Schimpfreden, wie selbst mein nachgerade doch abgehärteter Sinn sie kaum noch erlebt hat. Frau Zetkin, die liebenswürdige Fälscherin, die sonst mit Pathetik arbeitet, wurde sogar wichtig; sie nannte mich den „Genossen Harden“, that, als sei der mühsam vorbereitete Scherz ein lapsus linguae, und sprach dann: „Ich nehme diesen Ausdruck selbstverständlich als eine Realinjurie gegen den Parteitag feierlichst und mit Bedauern zurück.“ Ihr folgte Herr Stadthagen, den der Ehrgeiz noch eine hübsche Strecke weiter trieb. Er leuchtete: Die „Zukunft“ ist ein verächtliches Organ. Harden ist für jeden anständigen Menschen eine charakterlose Persönlichkeit. Dennoch verkehren einige Parteigenossen mit ihm. Vollmar trinkt mit ihm Wein. Ich halte es für eine Ehre, von seinem Blatte gemein beschimpft zu werden. „Ich würde dem aus der Zunft der Rechtsanwälte ausgestoßenen Herrn von Herzen gern zu einer Ehre verhelfen, kann aber nur wiederholen, was ich vor sieben Jahren, ehe er eine Silbe gegen mich gesprochen hatte, über ihn schrieb: „Herr Stadthagen ist ein bedauernswerther, kranker Mann, der mit gellenden Superlativen und grotesken Verzerrungen selbst die beste Sache zu Schanden macht.“ Vielleicht hat am zweiten Tage Herr Bebel auch die Leistung des armen Hysterikers noch überboten. Meinethwegen. Daß ein Abwesender so erbärmlich verleumdet werden kann, ist ja eine Schmach, aber es ist nicht meines Amtes, die Vertreter der Sozialdemokratie vor schmählichem Handeln zu hüten. Angesehene Genossen haben sich des Spektakels geschämt. Die Sorte Zetkin-Stadthagen hat das Schämen freilich längst verlernt. Sie ist gewöhnt, mit den Roseworten der Gossensprache herumzuwerfen, und schon im Wüthen die Nächsten und Allernächsten nicht. Auf dem Lübecker Parteitag bezichtigten die Matadore einander wissentlicher Verleumdung, verrätherischer Preisgabe der wichtigsten Parteigrundsätze, des Mißbrauches privater Gespräche, der Verfälschung, Denunziation, Infamie. Diesmal wurde, bevor die Verhandlung begann, Herr von Vollmar vom Genossen Bebel ein falstaffischer Prahlhans genannt, der, wenn man ihn fassen wolle, Alles leugne, und schon der erste Tag spülte eine Schlammfluth persönlicher Schimpferei ins trante Heim der Genossenschaft. Und dabei soll die Hauptschlacht erst geschlagen, die welterschütternde Frage der Vicepräsidentschaft erst erörtert werden. . . Ich weiß nicht, obs an meiner Grippe oder an der Abend-lecture liegt; aber ich möchte ein Bißchen vomiren.

Und Du, lieber Leser? Was dünket Dich? Du hast hundertmal gehört, wie hoch ich die von der Sozialdemokratie geleistete Kulturarbeit schätze, wie hoch auch die Persönlichkeiten mancher Hauptführer; und hörst nun, daß sie mich in den tiefsten Abgrund verdammt. Auch sie. Der Kreis ist geschlossen. Von der Kreuzzeitung bis zum Vorwärts. Von Sudermann bis zu Stadthagen. Die Regierung läßt mich einsperren. Der Freiherr von Stumm bewirkt den Boykott der „Zukunft“ auf den Bahnhöfen. Die Freisinnigen verabscheuen mich. Und die Sozialdemokraten erklären, kein Mensch habe sie je so niederträchtig angegriffen wie ich. So oft Du meinen Namen liest, steht ein Schimpfwort daneben. Meinst Du nicht, am Ende müsse doch etwas Wahres dran sein und ich der Schlimmste, Korrupteste, Unwürdigste von Allen, die in deutscher Sprache ihrem Sinnen und Wollen den Ausdruck suchen? Eben erfahre ich auch noch, daß Sanft Bebel, wie ich voraussah, jeden Reford geschlagen hat. Ein ganzes Fuder aberwitziger Lügen. Rasch nur ein paar Proben. Er habe mir einen Fausttritt gegeben und werde deshalb beinahe jede Woche von mir geschmäht. Die „Zukunft“ sei das gemeinste, niederträchtigste, schmutzigste — das Stenogramm wird hoffentlich noch einige Adjektiva liefern — Blatt, das in den deutschen Grenzen erscheint und kein im Sonnenlicht athmendes Wesen habe die Sozialdemokratie stets so unanständig und nichtswürdig beschimpft wie ich. Die politischen Artikel habe mir Bismarck diktiert. Als er tot war, habe ich mir von sozialdemokratischen Verräthern neues jugkräftiges Material verschafft. Und so weiter . . . Ist's noch nicht genug? Dem greisen Beller soll nichts geschenkt werden. Du aber, lieber Leser, solltest Dir ernstlich überlegen, ob Du noch länger ein Blatt halten darfst, das nach dem Diktator Bismarck nun auch noch die rothen Souffleurs verloren hat. Ernstlich. Das Quartal geht gerade zu Ende . . .

Eine letzte Randbemerkung. Ich habe hier Mancherlei gegen Staatsanwälte und Richter gesagt. Ich habe Herrn von Köller verspottet, als er mit herausgerissenen Sätzen, mit hastig zusammengestoppelten Citaten gegen die Sozialdemokratie ins Feld rückte. All diese Männer waren gewissenhafte Beamte. Keiner von ihnen hat je einen politischen Erzfeind mit so erbärmlichen Mitteln bekämpft, wie die Zetkin, Stadthagen und Konjorten es thaten. Und diese edle Schaar trägt das Banner der Freiheit und ist so ungeheuer stark, so ungeheuer gefährlich, daß sie mit ihrer Zunge einen Abwesenden zu besiegen vermag, wenn sie sich drei Tage lang geplagt. Denn: ein dritter Tag folgt. Ein dritter Gerichtstag über die „Zukunft“. Zu diesem Zweck wurden dreihundertsechundsunddreißig Männer und Frauen nach Dresden geschickt.



Lebende Thermostaten.

Unter einem Thermostaten versteht man einen Apparat, der dazu dient, in einem abgeschlossenen Raum eine konstante, von der äußeren Umgebung unabhängige Temperatur zu erhalten. Einen solchen Apparat verwendet, zum Beispiel, die bakteriologische Forschung, wenn es sich darum handelt, die von ihr studirten mikroskopischen Lebewesen zu „kultiviren“, Das heißt: binnen Kurzem sich bedeutend vermehren zu lassen, weil diese Vermehrung bei einer bestimmten Temperatur, dem sogenannten Optimum, am Raschesten vor sich geht. Man bekleidet also den „Wärmekasten“ mit Filz oder Asbest, um die Abkühlung durch Wärmeabgabe nach außen möglichst zu verhindern; außerdem wird einer Ueberschreitung der gewünschten Wärmegrade nach oben in der Weise vorgebeugt, daß das Zutreten der Wärme in dem Augenblick automatisch unterbrochen wird, wo die Innentemperatur des Kastens eine bestimmte Höhe überschreitet.

Außer diesen künstlichen giebt es aber auch natürliche, lebende Thermostaten. Das sind die „warmblütigen“ Thiere, also die Säugethiere (mit Einschluß des Menschen) und die Vögel. Freilich produziren auch alle anderen Thiere, sogar die Pflanzen durch ihren Lebensprozeß fort und fort Wärme, weil sich die Bruchstücke ihrer durch die Lebensreize angegriffenen Protoplasmen unter lebhaften Wärmeschwingungen mit Sauerstoff verbinden, also verbrennen. Da aber diese Organismen noch keine Vorkehrungen besitzen, um die in ihrem Inneren erzeugte Wärme zurückzuhalten, und da bei ihnen die thermostatische Funktion überhaupt noch nicht ausgebildet ist, so sind sie mit ihrer Eigentemperatur und daher auch mit ihren Lebensprozessen, die ebenfalls eine gewisse optimale Temperatur voraussetzen, in hohem Grade von der Temperatur des umgebenden Mediums abhängig. Sie verfallen also bei niedriger Temperatur — auch oberhalb des Gefrierpunktes — in die sogenannte Kältestarre; bei zu hoher Temperatur werden sie wärmestarr. Sie stilliren also in beiden Fällen ihre Lebensthätigkeit und nehmen sie, wenn sie nicht überhaupt ihr Leben einbüßen, erst wieder auf, wenn das umgebende Medium die den Lebensvorgängen zuträglichste Temperatur wieder erreicht hat. Nur die Säugethiere und Vögel haben sich von dieser peinlichen Abhängigkeit von der Außenwelt losgemacht, weil sie im Stande sind, bei hohen wie bei niedrigen Temperaturen — ganz extreme Schwankungen abgerechnet — ihre Eigentemperatur auf einer nahezu konstanten Höhe zu erhalten.

Vom Standpunkte der Naturforschung, die gesonderte Schöpfungsgeste für die einzelnen Abtheilungen der Lebewesen nicht gelten lassen kann, muß man natürlich annehmen, daß die thermostatische Funktion, die wir nur bei hochentwickelten Thierorganismen vorfinden, sich allmählich, im Laufe der auf-

steigenden Entwicklung, herausgebildet hat; und mit dieser logischen Deduktion stimmt es überein, daß auch jetzt noch Uebergänge existiren, bei denen diese Funktion noch nicht mit der Präzision arbeitet wie bei der großen Masse der warmblütigen Thiere; und zwar findet man diese Uebergänge bezeichnender Weise gerade bei jenen merkwürdigen Ordnungen der Säugethiere, die auch wegen ihrer reptilähnlichen Anatomie auf der niedersten Stufe rangiren, nämlich bei den Kloakenthieren und Beutelhieren. Während man also bei den anderen Säugethieren im gesunden Zustande niemals eine höhere Temperatur als 40 und nur selten einige Bruchtheile weniger als 37 Grad Celsius findet, kann das Schnabelthier an einem kühlen Morgen eine Innentemperatur von 22 Grad zeigen und sich erst bei starker Mittagswärme auf 36,6 Grad erwärmen. Auch die viel höher stehenden Beutelhiere zeigen noch ziemlich erhebliche Schwankungen, wenn auch innerhalb einer geringeren Breite. Immerhin sind aber jene thermostatischen Mechanismen, die bei den höheren Wirbelthieren und beim Menschen in so wunderbar präziser Weise funktionieren, auch hier noch nicht zur vollständigen Ausbildung gelangt.

Welcher Kunstgriffe bedient sich nun die Natur, um diese staunenswerthe Wirkung hervorzubringen? Wie ist es möglich, daß der Mensch in den Tropen und in der Polarregion, im heißen Dampfbade und im kalten Wasser, bei angestrengter Arbeit und entsprechend hohem vitalen Verbrennungsprozeß wie bei Muskelruhe und geringfügiger Wärmeproduktion dennoch immer seine Innentemperatur zwischen 37,0 und 37,6 beibehalten kann?

Die Antwort auf diese Frage lautet, daß dem Thierorganismus im Allgemeinen die selben Hilfsmittel zu Gebote stehen, die auch bei den künstlichen Thermostaten in Anwendung gezogen werden, nämlich die Regulirung der Wärmeabgabe und die Regulirung der Wärmeproduktion.

Bei den künstlichen Thermostaten steht allerdings die Sache schon in der einen Beziehung viel günstiger als bei den lebenden, daß man sich dort nicht gegen eine Ueberhitzung durch übermäßiges Ansteigen der Umgebungstemperatur zu schützen braucht, sondern nur gegen eine zu starke Abkühlung, während die lebenden Thermostaten gegen beide Gefahren gewappnet sein müssen. Aber auch schon der Schutz gegen Abkühlung gestaltet sich bei den Warmblütern schwieriger als bei den Wärme- oder Brutkästen. Allerdings sind auch jene schon von Haus aus durch ihr Haar- oder Federnkleid und mitunter noch durch mächtige Fettschichten geschützt; und außer diesen von Natur aus vorhandenen schlechten Wärmeleitern werden solche auch noch auf künstlichem Wege, durch Bekleidung oder Nestbau, beschafft. Aber diese Voranstaltungen können doch nicht verhindern, daß ein sehr großer Theil der im Körper erzeugten Wärme fast augenblicklich nach außen entweicht. Denn wenn auch die Haut selbst als schlechter Wärmeleiter nur wenig geeignet ist,

der inneren Wärme den Durchtritt zu gestatten, und diese Passage überdies durch die natürliche oder künstliche Bekleidung und die darin stagnirende Luftschicht noch erheblich erschwert ist, so wird sie auf der anderen Seite doch wieder dadurch in hohem Maße begünstigt, daß das ganze Hautorgan von einem Röhrensystem von Blutgefäßen durchzogen ist, in dem das warme Blut fort und fort cirkulirt. Die Haut ist also in dieser Beziehung geradezu als ein Kühlapparat anzusehen, dem immer neue Theile der Blutflüssigkeit aus dem Inneren des Körpers durch die Herzpumpe zugeführt werden und in dem sie mit der kälteren Umgebung oder mit den abgekühlten Theilen der Haut in Berührung gelangen. Aber dieses selbe Röhrensystem vermag doch auch wieder der Abkühlung des Körpers entgegenzuwirken, denn es besteht nicht aus starren Röhren von unveränderlichem Kaliber, sondern es beherbergt in seinen Wandungen kontraktile Muskelfasern, die je nach Bedarf die Richtung der Röhren verengern oder erweitern; und wenn nun bei sinkender Außenwärme die Gefahr naht, daß die Körpertemperatur wegen zu starker Wärmeabgabe unter die Norm herabsinkt, dann werden die Leitungsröhren durch Verkürzung der sie cirkulär umspannenden Muskelfasern „gedrosselt“ und dadurch wird der Wärmeaustausch zwischen Blut und Umgebung auf ein geringeres Maß reduziert.

Genau das Gegentheil geschieht, wenn durch Erhöhung der Außentemperatur oder durch übermäßige Wärmeproduktion der Arbeit leistenden Organe eine Ueberhitzung des Körpers zu Stande zu kommen droht. In beiden Fällen, etwa im Dampfbad oder bei angestrenzter und dauernder Muskelarbeit, röthet sich bekanntlich die Haut dadurch, daß die selben Muskelfasern, die früher durch ihre Verkürzung das Röhrensystem der Haut verengt haben, nun durch ihre Verlängerung die Richtung der Blutgefäße erweitern. In Folge dieser Erweiterung strömt nun in der selben Zeiteinheit mehr Blut durch das ganze Hautorgan, wozu auch noch die Beschleunigung der Herzbewegung das Ihre beiträgt, und die Folge ist, daß — von den allerextremsten Fällen abgesehen — auch bei großer Hitze und bei starker Muskelanstrengung dennoch die normale Innenwärme nicht überschritten zu werden braucht.

Der Körper verliert aber an seiner Oberfläche nicht nur Wärme durch Leitung und Strahlung, sondern auch durch Wasserverdunstung; und bei vielen Kaltblütern spielt sogar diese Art von Wärmeabgabe an der durch schleimige Absonderungen angefeuchteten Körperoberfläche eine so wichtige Rolle, daß bei ihnen schon aus diesem einen Grunde eine Zurückhaltung und Aufspeicherung ihrer Verbrennungswärme im Inneren des Körpers völlig ausgeschlossen ist. Dagegen benutzen Warmblüter, deren Haut mit Schweißdrüsen ausgestattet ist, die Bindung der Wärme durch das verdunstende Wasser des Schweißes, um sich vor Ueberhitzung durch hohe Außentemperatur oder durch vermehrte Wärmebildung im eigenen Körper zu schützen. Nicht nur die Blutgefäße

der Haut erweitern sich also, sondern die Haut selbst bedeckt sich auch mit Schweiß, der verdunstet und die zu seiner Verdunstung nothwendige Wärme der von außen oder innen erwärmten Haut und dem sie durchströmenden Blut entzieht. Soll dagegen bei niedriger Temperatur die Wärme zurückgehalten werden, dann verengen sich nicht nur die Blutgefäße der Haut, sondern die Schweißbildung stockt auch vollständig; und deshalb erscheint in der Kälte die Haut nicht nur blaß, sondern auch auffallend trocken.

Aber nicht alle Säugethiere besitzen Schweiß absondernde Drüsen in ihrer Haut. Sie fehlen dem Hunde vollständig, so daß er auf diesen wichtigen Behelf zur Bekämpfung der Ueberhitzung verzichten muß. Da hilft er sich denn in einer anderen Weise: indem er die Verdunstung an seiner inneren Lungenfläche durch ungemein beschleunigtes Athmen, das sogenannte „Zappen“, befördert und auch noch auf der weit heraushängenden Zunge Wasser verdunstet und dadurch Wärme binden läßt. Uebrigens beschleunigen auch die Menschen und andere mit Schweißdrüsen versehene Säugethiere in einem solchen Fall ihre Respiration, aber niemals in dem Maße wie der Hund, dem keine Wasserverdunstung auf der Haut zu Hilfe kommt.

Diesen mannichfachen Vorkehrungen zur Regelung der Wärmeabgabe stehen nun andere gegenüber, die dahin gerichtet sind, je nach Bedarf die Produktion der Wärme zu steigern oder zu verringern.

Jeder, der einmal versucht, den Zustand seiner Muskulatur während eines bewegungslosen Aufenthaltes in kaltem Wasser oder bei mangelhafter oder ganz fehlender Bekleidung in kalter Luft zu beobachten, kann sich überzeugen, daß in seinen Muskeln, abgesehen von den auch äußerlich wahrnehmbaren Zitter- und Schüttelbewegungen, eine ganze Skala nur subjektiv wahrnehmbarer Kontraktionen, vom leichtesten Frösteln und Ueberlaufen bis zu den kräftigsten, fast schmerzhaft empfundenen Spannungen, ablaufen kann. Nun ist aber jede Muskelzusammenziehung mit einem Verbrennungsprozeß verbunden, der sich durch Ausscheidung von Kohlensäure als Verbrennungsprodukt und durch Abgabe von Wärme kundgibt. Diese Wärme fällt ganz gewaltig in die Waagschale, weil sich herausgestellt hat, daß man schon durch bloßes Nachahmen der Zitterbewegungen die Kohlensäureausscheidung und auch die Wärmeproduktion um volle hundert Prozent in die Höhe treiben kann, während auf der anderen Seite von mehreren Beobachtern übereinstimmend gemeldet wird, daß die Steigerung der Verbrennungsprozesse selbst bei niedriger Außentemperatur so lange unterbleibt, wie es gelingt, die Zitterbewegungen und Muskelspannungen vollständig zu unterdrücken. Es kann also keinem Zweifel unterliegen, daß die in der Kälte auftretenden unwillkürlichen Muskelaktionen der drohenden Abkühlung dadurch entgegenwirken, daß sie mehr Wärme produziren als bei mittlerer oder gar bei hoher Umgebung-

temperatur, wo nicht nur instinktmäßig jede überflüssige Muskelbewegung vermieden wird, sondern die ganze willkürliche Muskulatur in einen Zustand der Erschlaffung geräth. Thiere, die man in einem Wärmeschränk einer abnorm hohen Temperatur aussetzt, liegen flach auf dem Boden mit weit ausgespreizten Extremitäten, wobei sie ihre Muskeln auf das Aeußerste entspannen und durch Gewährung einer möglichst großen Oberfläche die Abgabe der trotzdem noch erzeugten Wärme erleichtern.

Obwohl wir also nach Alledem mit Sicherheit annehmen können, daß die thierische Wärme hauptsächlich in den Muskeln gebildet wird und daß die bei den Muskelkontraktionen erzeugte Wärme eine bedeutende Rolle bei der thermostatischen Funktion der warmblütigen Thiere zu spielen hat, giebt es dennoch auch Forscher, die diese Sache von einer ganz anderen Seite ansehen. Sie behaupten nämlich, es gebe besondere Wärme erzeugende Zellen, die nur die Funktion übernommen haben, im Bedarfsfall Wärme zu liefern, und zwar ganz unabhängig von den Kontraktionen der Muskeln. Auf diese spezifische Funktion vorläufig noch gänzlich unbekannter „Zellen“ glaubt man besonders daraus schließen zu müssen, daß kleine Thiere im Verhältniß zu ihrer Masse ganz unverhältnismäßig mehr Wärme produziren als die größeren. In der That ist es in hohem Maße überraschend, zu hören, daß die Wärmeproduktion, die beim Menschen und beim Pferde 1,5 Wärmeeinheiten pro Kilo ihrer Masse beträgt, bei einem Hündchen von drei Kilo Gewicht schon auf 3,8, bei der Ratte auf 11,3 und beim Sperling sogar auf 34,5 Wärmeeinheiten pro Kilogramm Körpergewicht steigt. Und nun rechnet man so: Je kleiner ein Thier, desto größer ist seine Oberfläche im Vergleich zu seiner Masse und desto größer die Gefahr der Auskühlung bei niedriger Außentemperatur; wie ja auch von zwei Bleifugeln, die man auf die selbe Temperatur erhitzt hat, die kleinere viel schneller erkaltet als die größere. Wenn also der Abkühlung des thierischen Körpers durch Wärmeproduktion entgegengearbeitet werden soll, dann müssen die kleineren Thiere relativ mehr Wärme produziren als die größeren; und man hat nun die Hypothese aufgestellt, daß bei allen Thieren, also bei den großen wie bei den kleinen, von jedem Quadratcentimeter Haut gleich viele Nervenimpulse zu den supponirten Wärme spendenden Zellen geschickt werden, so daß bei den kleinen Thieren mit ihrer relativ großen Oberfläche mehr Anregungen zur Wärmebildung von der Haut ausgehen als bei den großen, und zwar genau entsprechend dem Bedürfniß, indem für jeden Quadratcentimeter Haut, der Wärme nach außen entweichen läßt, eine entsprechende Wärmemenge im Inneren des Körpers gebildet wird.

Gegen diese Hypothese spricht nun vor Allem der Umstand, daß wir keinerlei Kenntniß von Zellen besitzen, die expreß mit der Heizfunktion betraut

sind, und obendrein gilt hier der alte Wahrspruch: *Entia sine necessitate non sunt creanda*. Denn die Nothwendigkeit, neue Wesenheiten zu schaffen, besteht in unserem Fall thatsächlich nicht, weil wir in der großen Masse der fortwährend Wärme produzierenden Muskeln eine ausgiebige und völlig ausreichende Wärmequelle besitzen und weil sich ohne Schwierigkeit der Nachweis erbringen läßt, daß die Muskeln bei kleinen Thieren ganz unabhängig von einem vorhandenen Wärmebedürfniß so ipso eine größere Thätigkeit entfalten und daher auch mehr Wärme produziren müssen als bei den großen.

Allgemein bekannt ist die größere Beweglichkeit der kleineren Thiere und speziell die größere Häufigkeit und Raschheit ihrer Bewegungen im Vergleich zu den selteneren und trägeren Bewegungen der großen. Auch Professor Rubner, der Urheber der früher skizzirten Hypothese, der ich hier entgegentreten muß, hat diese Thatsache anerkannt, und zwar mit folgenden Worten: „Man könnte nun, wenn man große und kleine Thiere bezüglich ihrer Muskelthätigkeit mit einander vergleicht, wohl finden, daß die kleineren Thiere in der Regel beweglicher sind als die großen; allein auch diese Erklärung genügt nicht, denn wieder kann man fragen, wodurch denn die größere Beweglichkeit kleinerer Thiere eingeleitet werde.“

Die Beantwortung dieser Frage ist aber keineswegs so aussichtslos, wie Rubner angenommen zu haben scheint. Freilich: die Erklärung, die annimmt, daß die kleineren Thiere deshalb häufigere Bewegungen machen, weil sie dem Wärmeverlust mehr ausgesetzt sind und weil sie diesem Verlust am Besten begegnen, wenn sie durch häufigere Bewegungen mehr Wärme produziren, ist schon aus dem einfachen Grunde nicht annehmbar, weil die kleineren Thiere auch in der Hitze beweglicher sind und weil der selbe Unterschied auch zwischen den kleinen und großen Kaltblütern besteht, obwohl diese unfähig sind, eine bestimmte Eigentemperatur zu erhalten. Wenn also Eidechsen an den besonnten Mauern pfeilschnell dahinschießen, während die Alligatoren sich bei der selben Temperatur nur träg fortbewegen, und wenn man ein ähnliches Verhältniß bei Fischen von stark differenter Größe in dem selben Aquarium beobachten kann, so müssen hier ganz andere Momente im Spiel sein als der instinktive Drang, sich durch die Bewegung zu erwärmen oder warm zu erhalten. Um aber diese Momente klarzustellen, müssen wir uns etwas eingehender mit den alternirenden Bewegungen der Thiere beschäftigen.

Es giebt im Thierkörper eine ganze Reihe von Bewegungen, die aus zwei oder mehreren regelmäßig alternirenden Phasen bestehen: Zusammenziehung und Wiederausdehnung des Herzens, Einathmung und Ausathmung, Schwimm-, Geh- und Flugbewegungen, Saugen, Kauen u. s. w. All diese Bewegungen stehen unter dem Einfluß des Gehirns oder Rückenmarkes und auch ihr Tempo wird von diesen Nervencentren bestimmt. Aber der Mechanis-

muß dieser Abhängigkeit bleibt so lange unverständlich, wie man dabei ausschließlich an Nervenimpulse denkt, die sich in der Richtung von den Centren zu den dabei thätigen Muskeln bewegen. Denn dann muß man entweder annehmen, daß nur ein einziges Centrum für den ganzen Komplex von Bewegungen existirt und dieses seine Impulse zu all jenen Muskelgruppen sendet, die die verschiedenen Phasen der Bewegung vermitteln: dann könnte man nicht begreifen, worauf die streng gesetzliche Aufeinanderfolge dieser Impulse beruht; oder man supponirt für jede einzelne Phase ein besonderes Centrum: dann versteht man erst recht nicht, auf welche Weise der regelmäßige Turnus der einzelnen Bewegungsphasen zu Stande kommt; und wenn man dabei an eine schwer verständliche Vermittelung von Verbindungsbahnen innerhalb des Gehirnes oder Rückenmarkes dächte, dann bliebe noch immer räthselhaft, warum bei den sicherlich geringen Entfernungen zwischen den Centren diese Vermittelung bei den großen Thieren so viel mehr Zeit in Anspruch nimmt, warum also, zum Beispiel, die Hebungen und Senkungen der Flügel beim Kondor und beim Adler um so Vieles langsamer auf einander folgen als beim Kolibri oder gar bei der Fliege mit der abenteuerlichen Zahl von 350 Flügelschlägen in einer Sekunde.

Alle diese Schwierigkeiten entfallen aber mit einem Male, wenn man die Beziehungen zwischen den Nervencentren und den Muskeln nicht nur als einseitige, sondern als gegenseitige betrachtet. Daß von den Bewegungsorganen, und zwar nicht allein von den Muskeln, sondern auch von den passiv bewegten Theilen, den Sehnen, Bändern und Gelenkflächen, auf besonderen centripetalen Nervenbahnen Impulse zu den Centren gesandt werden, ist eine durch so viele Thatfachen gestützte Annahme, daß sie kaum mehr als eine nur hypothetische bezeichnet werden kann. Wenn wir nun bei den alternirenden Bewegungen annehmen, daß die von der einen Bewegungsphase centralwärts gesandten Impulse zugleich durch Vermittelung des Gehirnes oder Rückenmarkes den auflösenden Reiz für die Bewegungen der zweiten Phase zu liefern haben und daß diese Bewegungen der zweiten Phase wieder durch einen anderen Reflexbogen die Bewegungen der ersten Phase ins Leben rufen, dann begreifen wir nicht nur, wie der normale Turnus der Bewegungen für immer gesichert ist, sondern uns wird auch die gesetzmäßige Beziehung der Bewegungsfrequenz zu der Größe der Thiere vollkommen verständlich. Wenn also der Elefant 25 bis 28, der erwachsene Mensch 70 bis 75, die Kaze 120 bis 140 und die kleineren Säugethiere und Vögel noch viel zahlreichere Herzschläge in der Minute zeigen und wenn ein ähnliches Verhältniß auch in Bezug auf die Athembewegungen besteht, so erklären sich diese Differenzen auf Grund der früheren Darstellung ganz einfach in der Weise, daß in Folge des weiteren Weges von der Peripherie zum Centrum und

wieder zurück der Nervenprozeß, der bei den Warmblüthern ungefähr 30 Meter in der Sekunde zurücklegt, natürlich bei den größeren Thieren eine entsprechend längere Zeit für seine Passage durch den ganzen Reflexbogen beansprucht; und das Selbe muß auch für alle anderen alternirenden Bewegungen gelten, wenn bei ihnen ein ähnlicher Nervenmechanismus thätig ist. Auch beim Vergleich der Bewegungen des Kindes mit denen des Erwachsenen treten die Folgen der bedeutend kürzeren Weglänge zwischen Centrum und Peripherie bei dem Kinde sehr deutlich zu Tage, und zwar nicht nur in seinen raschen Zappelbewegungen, sondern auch in der viel größeren Puls- und Athemfrequenz.

Daraus ergibt sich also, daß der kleinere Organismus nicht deshalb beweglicher ist, weil er durch stärkere Wärmeproduktion der stärkeren Abkühlung entgegenwirken muß, sondern er macht darum häufigere und rascher auf einander folgende Bewegungen, weil die Nervenimpulse, die die Bewegungen auslösen, viel kürzere Bahnen zu durchlaufen haben; und erst in weiterer Folge gewinnt das kleinere Thier durch die größere Wärmeproduktion der rascher auf einander folgenden Bewegungen den Vortheil, daß es mit ihrer Hilfe der stärkeren Abkühlung auf seiner relativ großen Oberfläche mit Erfolg begegnen kann. Was sich also auf den ersten Blick als eine besonders ingeniöse Einrichtung präsentiert, ist eigentlich nichts Anderes als die natürliche Folge der vorliegenden Verhältnisse. Hier kann unmöglich die Naturauslese eingegriffen haben, etwa so, daß die kleinen Thierspezies, die sich nicht rascher bewegten als die großen, durch Erfrieren ausgegemerzt wurden; denn die kleineren Thiere müssen zu allen Zeiten auch kürzere Nervenbahnen besitzen und ihre Bewegungen daher rascher und häufiger ausgeführt haben als die großen. Aber eben so wenig besteht hier ein Bedürfnis nach den allmodernsten Schlagwörtern einer teleologischen oder prospektiven Kausalität, hinter denen sich doch nur die alte Idee einer bewußten und planmäßigen Schöpfung verbirgt, sondern auch hier, wie in jedem anderen Fall, wo uns vergönnt ist, einen tieferen Einblick in das kausale Getriebe der Lebensvorgänge zu gewinnen, zeigt sich, daß sich die scheinbar wichtigsten Einrichtungen doch immer nur als naturnothwendige Ergebnisse der herrschenden Bedingungen darstellen.

Man wird nun vielleicht einwenden, daß meine Erklärung zwar für die gewöhnlichen Verhältnisse und den freien Zustand der Thiere zutreffen mag, wo sie ihrem Bewegungsdrang ungehindert folgen können, daß aber auch die in Ruhe verbleibenden kleineren Thiere in dem selben Verhältniß mehr Wärme produziren als die größeren. Wenigstens wurde Das von Rubner für seine großen und kleinen Hunde behauptet, die nach seiner Angabe während des Versuches auf dem Boden des Küssigs zusammengerollt lagen. Dagegen ist nun zu bemerken, daß bei einem in voller Muskelruhe befindlichen Thier ein sehr beträchtlicher, ja, wahrscheinlich der größte Theil der Wärmeproduktion

von den niemals rastenden Herz- und Respirationbewegungen herrührt. Aber gerade von diesen Bewegungen ist ja allgemein bekannt, daß sie bei kleinen Thieren um Vieles frequenter sind als bei großen, und es ist daher schwer verständlich, warum Rubner, ohne auf diesen wichtigen Umstand Rücksicht zu nehmen, seine Theorie der Abhängigkeit der Wärme liefernden Stoffzersezungen von der Größe der Körperoberfläche gerade auf diese im Respirationapparat unbeweglich daliegenden Hunde basirt hat. Oder sollen wir vielleicht glauben, daß auch der frequentere Herzschlag und die rascheren Athembewegungen von der größeren Zahl der von der Haut ausgehenden Abkühlungsimpulse herrühren? Dann müßte ja bei höherer Außentemperatur, wo die Abkühlungsimpulse fehlen, auch eine Abnahme der Puls- und Athemsfrequenz eintreten, während in der Wirklichkeit gerade das Gegentheil eintritt. Aber auch die Vorgänge in den willkürlichen Muskeln müssen, wenn sie auch bei den eingesperrten Thieren noch so unbedeutend sind, von dem rascheren Ablaufen der Reflexbogen bei den kleineren Thieren zu Gunsten der größeren Ausgiebigkeit ihrer Wärmeerzeugung beeinflusst werden. Und so glaube ich, wohl zu dem Ausspruch berechtigt zu sein, daß die relativ größere Wärmeproduktion bei den kleineren Thieren ohne Heranziehung unbekannter Wärme spendender Zellen durch einen bloßen Zuwachs von Muskelkontraktionen erklärt werden kann.

Dabei muß aber betont werden, daß ein solcher Zuwachs von Muskelarbeit zum bloßen Zweck der Wärmebildung sich nur selten im freien Zustand der Thiere zu den bereits aus anderen Gründen stattfindenden Bewegungen gesellen muß. Ist nämlich das Thier nicht durch den engen Käfig in seinen Bewegungen gehindert, dann erzeugt es durch seine willkürlichen und unwillkürlichen Bewegungen so viel überschüssige Wärme, daß es selbst einer ziemlich starken Herabsetzung der Umgebungstemperatur mit den bloßen Mitteln der physikalischen Wärmeregulirung, also vor Allem durch Verengung seiner Hautgefäße, begegnen kann und daher nicht genöthigt ist, den ohnehin vorhandenen Wärmeüberschuß noch durch besondere, auf Erwärmung hinizielnde Bewegungen zu vergrößern. Daß es sich thatsächlich so verhält, dafür besitzen wir ein werthvolles Zeugniß in der Mittheilung von Karl von Voit, daß die Militärpferde in den heißen Klimaten ungefähr so viele Kalorien in ihrer Nahrung verbrauchen wie in den kalten und im Sommer eben so viele wie im Winter. Damit soll gesagt sein, daß diese Thiere überall und zu allen Jahreszeiten schwere Arbeit zu verrichten haben, daß sie also immer einen beträchtlichen Ueberschuß von Wärme produziren und daß sie daher überhaupt nicht in die Lage kommen, einen Zuschuß von Wärme für thermostatische Zwecke zu erzeugen und ein Plus von Nahrung für dieses Konto zu sich zu nehmen. Nur wenn die Thiere durch enge Klausur an der freien Bewegung gehindert sind, kommen sie mit den Behelfen der physikalischen Regulirung

Brot verdienen. Wenn ich ihm mit idealen Forderungen komme, so sieht er mich schief an. „Was? Ich soll meine Stiebeln nach der medicinischen Venus formuliren? Wer kauft sie mir ab? Etwa Sie? . . . Aee, ich mach' sie egal vorne spitz und hinten mit englischen Absätzen.“ Er hat Recht.

Kann dem Theatervater heute eine Verpflichtung daraus erwachsen, daß Shakespeare unter seinen Vorgängern war? Dann müßte jeder Leierkastenfabrikant die Erbschaft des Stradivari und Amati vertheidigen. Oder wollt Ihr ihn auf nothgedrungene Prospekte festnageln? Auch das Winkel-, Provinz- und Revolverblättchen konstituiert sich in seiner Prospektanzeige als sittliche Nothwendigkeit.

Wer schreibt für Theater? In neun Fällen von zehn: Geschäftsleute. Einzelfirmen oder Doppelfirmen; und es giebt schon solche, die für Gründungen reif sind. Hat man das Recht, sie im Geschäftsbetrieb zu hemmen, weil auch Nischylos Stücke schrieb? Einer, der Cirkuspantomimen dichtet, ist unverleßlich und der Kritik entzogen: ist nun ein Dramenkonfessionär ein schlechterer Mensch oder strengerer Aufsicht schuldig, weil in seinen Fabrikaten gesprochen wird?

Ja, sagt Ihr: aber er nennt sich selbst einen Dichter. Gewiß: Das ist in vielen Fällen Unrecht. Der Mann nuzt ein altes Vorurtheil zu Gunsten seines Betriebes. Aber ich kenne Barbieri, die sich Haarkünstler, Köche, die sich Traiteurs, und Hühneraugenoperateurs, die sich Anatomen nennen. Wem schadet es?

Wer besucht heute Theater? Leute, die den Zoologischen Garten besuchen. Die Cassans Panoptikum besuchen. Die das Café National oder die Blumenfäse besuchen. Leute, die die Fliegenden Blätter lesen. Die die Gartenlaube lesen. Die das Kurzblatt lesen. Die Sacher-Masoch oder Ohnet lesen. Leute, die den Tag über sich mit Kunden geärgert haben. Oder Prozesse geführt. Oder ihre Miether gesteigert. Kurz, alle möglichen Leute. Diese Leute wünschen nicht, für ihre drei Mark erbaute, belehrt, gebessert, unterrichtet, erhoben, veredelt zu werden. Das ist ihr gutes Recht. Sie wünschen ferner nicht, feineren Kunstgenuss zu kosten, Höhenluft zu athmen, ästhetisch zu schwelgen, in den Tiefen der Seele zu erschauern. Das ist ihr gutes Recht. Sie wünschen, bequem zu sitzen, zu verdauen, zu lachen, Zweideutigkeiten zu hören, so weit es die Censur gestattet, hübsche Mädchen zu sehen, sich an die Badereise zu erinnern, lustige Gassenhauer zu lernen. Das ist ihr gutes Recht. Sie brauchen sich in ihren Unterhaltungen nicht bevormundet noch beschimpfen zu lassen. Sie zahlen ihr Billet bar und erregen kein Aergerniß.

Jährlich werden in Berlin, so schätze ich, etwa tausend neue Fassaden gebaut. Die meisten sind häßlich, einige so häßlich, daß sie die Straße un-

Brot verdienen. Wenn ich ihm mit idealen Forderungen komme, so sieht er mich schief an. „Was? Ich soll meine Stiebeln nach der medicaischen Venus formuliren? Wer kauft sie mir ab? Etwa Sie? . . . Ree, ich mach' sie egal vorne spitz und hinten mit englischen Absätzen.“ Er hat Recht.

Kann dem Theatervater heute eine Verpflichtung daraus erwachsen, daß Shakespeare unter seinen Vorgängern war? Dann müßte jeder Leierkastenfabrikant die Erbschaft des Stradivari und Amati vertheidigen. Oder mößt Ihr ihn auf nothgedrungene Prospekte festnageln? Auch das Winkel-, Provinz- und Revolverblättchen konstituiert sich in seiner Prospektanzeige als sittliche Nothwendigkeit.

Wer schreibt für Theater? In neun Fällen von zehn: Geschäftsleute. Einzel Firmen oder Doppelfirmen; und es giebt schon solche, die für Gründungen reif sind. Hat man das Recht, sie im Geschäftsbetrieb zu hemmen, weil auch Aischylos Stücke schrieb? Einer, der Cirkuspantomimen dichtet, ist unverklich und der Kritik enthoben: ist nun ein Dramatenkonfektionär ein schlechterer Mensch oder strengerer Aufsicht schuldig, weil in seinen Fabrikaten gesprochen wird?

Ja, sagt Ihr: aber er nennt sich selbst einen Dichter. Gewiß: Das ist in vielen Fällen Unrecht. Der Mann nuzt ein altes Vorurtheil zu Gunsten seines Betriebes. Aber ich kenne Barbieri, die sich Haarkünstler, Köche, die sich Traiteurs, und Hühneraugenoperateure, die sich Anatomen nennen. Wem schadet es?

Wer besucht heute Theater? Leute, die den Zoologischen Garten besuchen. Die Castans Panoptikum besuchen. Die das Café National oder die Blumenäle besuchen. Leute, die die Fliegenden Blätter lesen. Die die Gartenlaube lesen. Die das Kursblatt lesen. Die Sacher-Masoch oder Ohnet lesen. Leute, die den Tag über sich mit Kunden gedrgert haben. Oder Prozesse geführt. Oder ihre Miether gesteigert. Kurz, alle möglichen Leute. Diese Leute wünschen nicht, für ihre drei Mark erbaud, belehrt, gebessert, unterrichtet, erhoben, veredelt zu werden. Das ist ihr gutes Recht. Sie wünschen ferner nicht, feineren Kunstgenuß zu kosten, Höhenlust zu athmen, ästhetisch zu schwelgen, in den Tiefen der Seele zu erschauern. Das ist ihr gutes Recht. Sie wünschen, bequem zu sitzen, zu verdauen, zu lachen, Zweideutigkeiten zu hören, so weit es die Censur gestattet, hübsche Mädchen zu sehen, sich an die Badereise zu erinnern, lustige Gassenhauer zu lernen. Das ist ihr gutes Recht. Sie brauchen sich in ihren Unterhaltungen nicht bevormunden noch beschimpfen zu lassen. Sie zahlen ihr Billet bar und erregen kein Aergerniß.

Jährlich werden in Berlin, so schätze ich, etwa tausend neue Fassaden gebaut. Die meisten sind häßlich, einige so häßlich, daß sie die Straße un-

passirbar machen. Gegen diesen Skandal, den ich erleben muß, ob ich will oder nicht, schützt mich Niemand. Das Theater betrete ich auf eigenes Risiko, unter Kenntniß der Gefahr. Sehe ich mich enttäuscht, so kann ich im ersten Zwischenakt das Haus verlassen, nachdem ich den Billetschalter zertrümmert habe. Muß ich nun am nächsten Morgen hundertundzwanzig Zeilen lang mit anhören, wie mein Kritiker dem Dramenmenschen das Dichten beibringt? Ich weiß doch, daß Der es nicht lernt.

Wenn ein Theaterunternehmer, ein Theaterschreiber und ein Publikum sich zu gemeinschaftlicher Geschäftsabwicklung vereinigen, so sehe ich einfach nicht ein, warum a priori ein literarischer Vorfall gegeben und literarische Jurisdiction zuständig sein muß. Der Theaterschreiber wird geneigt sein, es zu behaupten, gelegentlich auch der Unternehmer. Ihre Ansprüche sind zu prüfen. Sind sie berechtigt, so erfolgt eine Kritik, sind sie es nicht, so konstatiert man: ein Geschäfts-drama, — und andere Instanzen sind zuständig. Hat man überhaupt einmal den Gegensatz des Kunst-dramas (Kunststück bedeutet etwas Anderes) und des industriellen Dramas festgelegt — wie man etwa in München den Kunstmaler vom Stubenmalers zu unterscheiden versteht —, so werden mit der Zeit beide Theile, die Stubendramatiker und die anderen, die Vortheile erkennen, die aus der Trennung erwachsen und sich gegen Verwechslung wehren.

Der Kritiker aber wird nicht nur des vielen Tadelns, sondern auch eines erkledlichen Theiles seiner schweren Arbeit überhoben. Immerhin wird er mehr als einmal im Jahr die Entstehung und Aufführung eines Kunst-dramas verkünden; vielleicht wird es ihm gar in seiner Lebenszeit einmal beschieden sein, einen dramatischen Meister und dessen Werk zu proklamiren. Inzwischen mag er manchem hilflosen Talent die Wege weisen, manchem überschätzten Geden die Maske lüften; mit der industriellen Menge der Produkte und Produzenten muß er nicht beehelligt werden. „Denn der wahre Kritiker“, so schreibt Der, den ich anfangs citirte, „bleibt für mich ein Dichter.“ Ja, er ißt und soll es bleiben; und deshalb muß er des ewigen Tadelns, Rätelns und Schmähens überhoben sein.

Die Kenntniß aber und Würdigung der dramatischen Massenartikel mag den Foyers, Kassenhäusern und Primanerkonventikeln überlassen bleiben; auch den vierten Seiten der Tagesblätter, wo unter mannichfachen Epigrammen Verkehrsstörungen, Auktionen, Ueberschwemmungen und Selbstmorde ohne Mitleid, Rührung und Parteinahme besprochen werden.

Renatus.



Sünde.

Es war einmal hunderttausend Jahre nach heute. Die Menschen hatten es herrlich weit gebracht; und in einer großen, prächtigen Stadt, am Fuß eines dunklen Berges, war der Mittelpunkt ihrer Kultur. Den Blüthenfeim aller Zeitalter hatten sie für sich gesammelt und sich von Irthümern zu emanzipiren, von Leidenschaften zu reinigen und von Glaubensstörheiten zu erlösen gewußt. In heller heidnischer Daseinsfreude blühten die Künste, die Wissenschaft war in die Geheimnisse des Kosmos gedrungen, keine Abgründe und Räthsel gab es mehr für sie, denn Forschung und Erfahrung hatten die Sphing zu Boden gerungen. Die Gesetze des Geschehens waren ergründet, die Kräfte des Weltraumes erkannt und gewerthet und täglich mühten sich die Weisen, noch tiefer in die Gründe der Dinge einzubringen und schonungslos alle Nebel zu bannen, die zwischen Ursache und Wirkung liegen.

Da geschah es, daß über diese herrliche Stadt, über diese ganze Menschheit von damals das Entsetzen kam: eine wilde Furie mit flatternden Haaren, mit gierigen, brennenden Strahlen, die sich einwühlten in zuckende Menschenleiber. Von Osten kam sie, von der hohen Sternwarte, die vor der Stadt lag. Dort war der Sitz der Weisen, die den Gang der Himmelskörper zu beobachten und zu erforschen hatten. Schon lange durchlief ein Gerücht die Stadt, das Niemand glauben mochte. Für schrecklichen Trug hielt man die Beobachtungen der Astronomen und sandte neue Gelehrte hinaus, die die Konstellationen prüfen und den Irthum in der furchtbaren Berechnung herausfinden sollten.

Aber wie ein Orkan kam es von Osten herangebraust über die Stadt der Menschen, das wilde Entsetzen, die rüttelnde Furie, die alle Dämme ihrer Kultur durchbrach. Wahrheit war, was die Astronomen geschaut hatten. In rasender Eile näherte sich der Erde ein fremder Himmelskörper; und der Zusammenstoß brachte das Ende des Lebens, das Ende aller Hoffnungen und Weiden, aller Reime und aller Zukunft. In Todesfurcht und Grausen wand sich eine Welt und Verzweiflung durchrüttelte die Menschheit, die lange gezweifelt hatte und nun ihr Ende schaute, weil sie wissend war.

Und sie verfluchte dieses Wissen, raste gegen die harten Gesetze der Nothwendigkeit und schrie nach Erbarmen, weil es andere Hilfe nicht mehr gab. In den Staub sank rückelnd der Troß von Jahrtausenden und der Uebermuth der Geschaffenen zerbrach in der Lava des Entsetzens. Was Millionen Einzelner ertragen hatten, ohne zu Renegaten zu werden, ertrug die Gesamtheit nicht, da sie vertilgt werden sollte mit all ihren Samen, all ihren Reimen, nicht fortbauend durch Bezugs, zermalmt mit der dunklen Mutter, die so lange ihre Primath gewesen war. Die Dämme der Schönheit waren fortgerissen von einer Verzweiflung, die aus grauen, urwilden Zeiten zu kommen schien, und Heulen und Zähneklappen war emporgestiegen aus düsternen, vergrabenen Schläunden. Die Blicke aber, die in die Gründe der Dinge eingebracht waren, wandten sich jezt nach oben. Tote, längst vergessene Götter wurden angerufen und Leiber und Seelen zerfleischt in bacchantischer Buße. Und gebrochen lagen sie da in den Gassen der Stadt der Städte, am Fuß des finsternen Berges und riefen die

Gottheit, die sie nicht kannten, nannten sie suchend bei all ihren Namen, auf daß sie sich offenbaren möge in Gnade und Herrlichkeit . . .

„Zahwe, bist Du es? O so offenbare Dich, Tausendjähriger, den wir verkannten! Oder bist Du es, Christ, Gottessohn? So vergieb den Zweifel den Staubgeborenen, die in frechem Uebermuth Dich Ihresgleichen wähten. Bist aber Du es, Donnerer, furchtbarer Gott, so zerschmettere mit heiligen Bligen die Frevler und laß leben, was voll ist des Lebens!“

Und sie rangen die Hände zum Himmel empor.

Aber nicht vom Himmel kam ihnen Antwort: sie kam aus der Tiefe, aus dem schwarzen Schoß, der der Vernichtung entgegenkreiste. Mit schrecklichem Getöse barst der Boden am Fuß des dunklen Berges und eine gelbe Flamme schlug lobend auf. Entsetzen lähmte die zitternden Menschen und sie meinten, schon sei das Ende gekommen. Aber aus der Flamme drang eine schreckliche Stimme, weithin hallend durch die Stadt der Städte, lachte Hohn und sprach: „Jetzt sucht Ihr die alten Götter! Sie werden Euch helfen und noch einmal erlösen. Aber nur, wenns Euch gelingt, ein Sühnopfer zu finden, das den Urgrund Eurer Verbrechen in sich trägt. Findet Ihr solch ein Wesen, so seid Ihr gerettet und über dies Opfer allein kommt dann die ewige Vernichtung. Und nun rüftet Euch, hinauf zu pilgern auf den dunklen Berg der Verzweiflung, den Ihr noch niemals erklimmet. Uebersteigt die schrecklichen Schlünde, überwindet die gräßlichen Tiefen, zerreißt Eure Hände an dem spitzen Gestein und suchet, suchet! Oben auf dem Berg der Verzweiflung ist der Hain des Lebens. Dort wird sich die Gottheit Euch offenbaren und ihr müßt Ihr klünden, ob Ihr das Sühnopfer fandet. Und dürft Ihr dort oben bleiben, so seid Ihr gerettet. Wehe Euch aber, wenn Ihr wieder herabgetrieben werdet in die Stadt der Städte! Hinauf also! Diesen Rath gab Euch Satan!“ Noch ein furchtbar gellendes Lachen schlug aus der Flamme empor; dann verschlang der Boden das Feuer und Alles ward still.

Die Menschheit aber hob die bühende Stirn voll Grauen und voll schrecklichen Muthes. In langem, endlosen Zug schlossen sich eng an einander Männer, Weiber und Kinder; und langsam klawm es empor. Der dunkle Berg der Verzweiflung ward betreten, auf daß es sich offenbaren möge unter Schrecken und Röthen, wo der Urgrund der Sünde sei.

Und siehe: nicht die Jüngsten und Stärksten erreichten zuerst über Grauen und Todesfurcht den Hain des Lebens. Ueber den ganzen Berg hinunter dehnte sich noch der lange Zug und in den Schlünden lagen schon zerschmettert Unzählige, als die sieben greisesten Männer der Stadt als die Ersten anlangten. Sinnend und beratend waren sie dem Zuge vorangeschritten und, den Blick nach innen gekehrt, festen Schrittes über das Entsetzen emporgestiegen. In wilden, finsternen, ringenden Massen schob sich der endlose Zug ihnen nach, den die sieben Weisen zu erlösen hofften, weil sie das Sühnopfer gefunden hatten.

Und als sie den Hain des Lebens betraten, strömte ihnen eine Lust entgegen, die sie niemals geathmet, voll fremder, köstlicher Düfte. Wie gesehene Pflanzen glühten in tausend Farben und goldene Früchte hingen schwer und äppig neben den Blüten. Durch die Lust schienen Wesen zu schweben, die sie

nicht erschauen konnten; aber sie hörten den Schlag ihrer Flügel, der rhythmisch an ihr Ohr klang, wie süße, ferne Melodie. Aus dem Kelch einer Blüthe schob manchmal blühschnell etwas Graues, Hartes in die Höhe, — form- und wesenslos wie eine Seele . . .

Die Menschen aber sanken in die Knie, in brünstigem stillen Gebet, und ihre Seelen beschworen die Gottheit.

Nicht kam es herangeschwebt aus dem bläulichen Walde, der in den Lüften zu wurzeln schien. Und eine eherne Stimme schlug an das Ohr der Menschen: „Erdgeborene, nicht würdet Ihr den Anblick der Gottheit ertragen. Darum wird sie zu Euch treten in Eurer Gestalt.“ Und der Lichtkreis wurde dichter und dunkler und vor den Greisen stand ein Jüngling. Ein Schöpfer schien er seiner Gewandung nach; ein helles Band war um seine Schläfe gewunden und die frohen Augen strahlten wie Sonnen. „Wer bist Du?“ fragte der Älteste; und sie wichen scheu vor dem Jüngling zurück, der im Lichtglanz stand.

„Ich bin, was ich Euch nicht scheine. Ich bin der Schrecken, der Euch zermalmen würde in wahrer Gestalt, die Zeugungskraft des Lebens, der Geist der Erhaltung. Ich bin der Ursprüngliche, der immer war und immer sein wird.“

Da sanken sie nieder vor der Urgewalt, die erschienen war in leichter, lieblicher Form. Die Gottheit aber stand da im Glanz und ihr Sonnenblick hob die Menschen vom Boden empor.

„Was trieb Euch, die Gottheit zu suchen?“

„Herr, wir kommen, Dir ein Sühnopfer zu bieten, das Du zermalmen mögest statt unser, weil es den Urgrund der Sünde in sich trägt.“

Und wieder ertönte die Stimme:

„Wen fandet Ihr?“

Da trat Zelatusius vor, der älteste der Greise, den sie zum Sprecher erwählt hatten. In seinen Augen glomm ein düsteres Feuer und anklagend hob er den knöchernen Arm: „Herr“, begann er, „wir waren ein schlechtes und sündiges Volk. Wir hatten den Glauben preisgegeben und freches Wissen erworben für die verlorene Demuth. Du aber straftest uns mit unserem eigenen Wissen, das uns sehend machte für die Schrecken des Endes. Und so kehren wir heulend und zähnelappernd über den Berg der Verzweiflung hierher zurück, von wo wir einst vertrieben wurden mit flammendem Schwert.“

Er starrte in die bläulichen Stämme des Haines und es war wie ein Wiedererkennen, wie eine dämmernde Ahnung des Ursanges. Dann wandte er das Antlitz nach der anderen Seite, von der sie gekommen waren, und blickte in das graufige Gefäß des schwarzen Berges, über den es sich langsam aus der Tiefe herauswölkte wie ein dunkles Meer . . .

„Wer aber, o Herr“, fuhr Zelatusius fort, „trägt die Schuld daran, daß wir diesen göttlichen Hain verloren, daß wir freche Freveler wurden, die einbrangen in die heiligsten Geheimnisse des Lebens, und daß wir heute bühend hierherpilgern über Nacht und Lobesgrauen? Wer war das Wesen, das uns den blinden Glauben genommen, das uns zum Forschen geführt, das den Arm ausstreckte nach der schrecklichen Frucht der Erkenntniß? Das Weib war es, Herr, Eva, die sich nicht genügen ließ an dem üppigen, ruhevollen Leben im göttlichen Hain, die aufrechterisch weiter und weiter drang, bis sie zu dem Baum

kam, von dem sie, die verfluchte Sünderin, mit lächelndem Munde den Apfel brach. Sie hat uns zum Zweifel geführt, sie ist die Mutter unseres Falles, der Urgrund unserer Verderbniß. Und über sie, o Herr, ergieße drum alle Schrecken der Vernichtung und erhalte uns, die reuig zurückkehren zu Dir, um Deinen Hain in Demuth und blindem Gehorchen, nicht grübelnd und forschend, rein und sündelos zu bewohnen.“

Er schwieg. Und der Jüngling mit der lichten Stirn und den frohen Sonnenaugen wandte sich langsam zu den bläulichen, verschwimmenden Stämmen des Waldes: „Seele Ewas, löse Dich aus der Umschlingung des AUs und werde noch einmal die Form, die Du gewesen!“

Und in den bläulichen Stämmen begann es langsam zu glühen. Lange, feurige Streifen wanden sich in einander wie Schlangen und flutheten zusammen in eine einzige Woge, die roth und heiß, wie flüssiges Kupfer, heranwallte durch den Hain. Und als sie nah war seinem Rande, da tauchte Ewas weißes Gesicht und ihr schneeiger Leib aus der rothen Wöbe ihres Haares. Und am Rande des Haines blieb sie stehen; ringelnd und wallend und fluthend floß das Haar über den Sünde begehrenden, Sünde gewährenden Leib, ihn bergend vor den starren, siebernden Blicken der Menschenweisen, denen urplötzlich alle Teufel der Verdamniß in einer einzigen Form entgegenströhnten.

Und der Jüngling wandte sich ihr zu: „Jene klagen Dich an, die Urheberin des Verderbens zu sein und der Urgrund ihrer Vernichtung.“

Da erklang die Stimme Ewas sanft und lieblich wie Flötenton: „Nichter Weist, ich habe gesündigt; aber siehe: ich bin ohne Reue. Schimmernd strahlte die Frucht vom Baum und ihr güldener Glanz trieb mich rußlos umher. Bleiern lag auf uns die Schwüle des üppigen Tages. Aber rund und lockend, voll süßer Verheißung hing über uns die Sünde. Adam aber schlief im Schatten des Baumes. Ich stand vor der Frucht und blickte zu ihm hinüber und sah dann wieder zu dem goldenen Geheimniß empor. Und während die Schlange die süße Verlockung in mein Ohr raunte, durchbrang mein frevelnder Blick die goldene Schale und ich sah darin den Sturm, nach dem wir hier schwachteten, und das Meer in wilder Empörung und die graue Roth und den rieselnden Schweiß und das goldene Brot der Erde; und weiter sah ich das Nicht der Tiefe und das blaue Geheimniß des Lebens und — zuletzt — die purpurne Lust: den Strom des Lebens sah ich entfesselt und aus den Wonnen des wilden Kampfes sah ich Erkenntniß glorreich erstehen. In heißer Begierde erbebt da mein Arm, ich streckte ihn aus und brach — mit lächelndem Munde — die Frucht.“

„Herr, Du hörst es!“ rief Zelatusius. „Durch sie sind wir gefallen, durch sie in das Leben gestürzt!“ Und sie fielen nieder und zerrissen ihr Gewand und hoben wild und brohend die Krone gegen die Sünde, die im Hain des Lebens stand.

Doch urplötzlich war der Jüngling verschwunden und Nebel entstiegen dem Boden, auf dem er gestanden; sie ballten sich fester und dichter, bis es eine riesige, bästere Wolke ward, aus der eine gewaltige Stimme furchtbar ertönte: „Wohl hat sie Euch das Paradies genommen und Euch ins Leben gestürzt. Aber nicht will ich sie vernichten dafür. Damit das Urgezeugte sich weiterpflanze und die Gattung den Erdkreis umspanne in all seinen Höhen und Tiefen —

bis dieser Erdball selbst verschwindet und Raum giebt für neue Gestaltung —, sandte der Geist der Erhaltung in den Hain der Schöpfung die Sünde. Ihr aber, Ihr Menschen, Gebrochenen, Wägenden und Wiberrufenden, keine Utkraft ist mehr in Euch, die erhalten zu werden verdient. Welket, wie auf dem Felde die Frucht. Eva allein bleibe; zu neuer Befruchtung, wenn neue Formen des Lebens harren. Und wenn Eure Welt zerbricht und aus Dämpfen und Gasen neue Welten sich formen, so vergehe rest- und samenlos alles Gewesene und nur Eva bleibe erhalten, auf daß sie immer wieder glorreiche Sünde begehe!"

Näher und näher kam die dunkle Wolke. In wildem Entsetzen wandten sich die Greise und flohen den Berg der Verzeiſung hinaus. Das dunkel herausdrängende Meer griff sie, brandete hoch auf und brauste mit der Beute in die Tiefe zurück.

Noch oben aber, im Hain des Lebens, stand wieder der Jüngling vor dem Weibe. Heiß und zart umflatterten sie die Seelen und ihr schwirrender Flügelschlag durchtönte die Luft in sehnstüchtiger Ahnung. Von der Erde strömten grane Dämpfe empor, die wie tanzende Mädchenleiber durcheinander wallten.

„Hörst Du, o Eva, den Triumphgesang der Töchter des Chaos? Sie freuen sich, daß nun bald das All ihnen wieder gehöre. Doch anders will es der Geist der Erhaltung. Neuer Anfang entsteige dem Untergang und neues Leben gebäre die Sünde. Noch einmal, Eva, empfangе, in liebreicher Inbrunst, ein neues Geschlecht.“

Da sank das Weib in die Knie und hob flehend die Arme: „Herr, wer soll mein Genosse sein?“

Langsam hob sich die gebietende Hand und wies in die dämmernden Stämme des Haines: „Wähle, o Eva, unter allen Seelen, die jemals gewesen. Stoff und Form werde der erwählte Geist und bleibe mit Dir erhalten. Nicht mehr in des Einzigen Arme wirfst Du wahllos getrieben; den Gatten erwähle Dir selbst.“

Da trat sie hervor mit fliegendem Fuß. Wäherisch hob der Wind das brennende Haar, daß es zurückwallte von dem leuchtenden Leib und flatternd mit-tangte im Spiel der balsamischen Lüfte. „Sei gepriesen, o lichte Gottheit des Lebens! Wieder höre ich ihn rauschen, den heiligen Strom in diesem pulsenden Leib, und wieder fühle ich im Herzen lobern die süße Begierde. Und hoch ist Eva voll hanger Zweifel, denn der Sünde flammende Seele erglüht in Sehnsucht nach einer Vermählung, die nicht der Niedergang sei ihrer selbst. Ein Geschlecht möchte ich gebären, das mir gleich sei an glorreicher Sündigkeit, das niemals winselnd im Staube liege, wie die Gattung, die ich von Adam empfing. Stolz und lähn erhebe es sich über den Staub, und wie die Mutter mit lächelndem Mund den Arm erhob nach der goldenen Frucht, so greife es lähner noch und mit frohlockendem Blick bis zu den goldenen Sternen empor! Und darum flehe ich zu Dir, o Geist des Lebens: Laß mich untergehen mit Jenen, wenn ich den Gatten nicht finde! Dem Chaos überlasse dann in ureigner Währung neue Gestaltung. Die Sünde aber vergehe, — oder sie sei Mutter der glorreichsten Welt!“

Und der Jüngling sprach: „Es sei, wie Du begehrst.“

Lüfte entstiegen dem Boden, berauschend und schwer. Sie umwallten

den schönen Leib und zogen ihn langsam herab auf den blühenden Grund, wo schlummernde die Augen sich schlossen und Eva, das Weib, zu neuer Erweckung ent schlief . . .

Da sie die Augen aufschlug, stand ein Landmann vor ihr und sprach: „Nieh mir die Hand, Eva, und laß uns den Samen neuer Menschheit streuen. Kraft und Arbeit, Ringen und Mühsal: Das ist das Leben. Laß uns dem Geist der Erhaltung dienen! Und während ich treu und rastlos der Welt ihre Kräfte entringe, mögest Du über mir in Schönheit der Mutter erstrahlen.“

Sie aber sah ihm tief in die Augen und ein Schauer durchlief den warmen Leib. „Dich erkenne ich, o Erdensohn! Dich ersah das Auge des ersten Weibes. Blut und Schweiß zeichnen Deine Spur und vom Staube kommt und zu Staube wird der Same, den Du verstreust. Nicht Deiner harret Eva im Hain des Lebens.“

Und während der Landmann ihren Blicken ent schwand, kam aus den bükulichen Stämmen des Haines ein Riese daher, stark und schön wie ein Riesen sohn. Des Löwen gelbes Fell hing um den gewaltigen Leib und die mächtige Hand schwang spielend in den Lüften die Keule. „Mit der Kraft allein“, sprach er, „vermähle sich Eva!“ Und schon streckte er den Arm aus, um die Schimmernde an sich zu ziehen. Sie aber wich zurück und ihre abwehrenden Hände kannten den Schrecklichen. „Herrlich anzusehen bist Du, Heros, in furchtbarer Schöne! Aber zermalmen würde sich Dein Geschlecht und zerfleischen und Leibes Noth und blutiger Tod wäre sein ewiges Erbe. So weiche von mir und lasse die Sünde im Hain des Lebens!“

Da zerfloß die Heroengestalt zwischen den Stämmen des Haines, als wäre sie niemals gewesen. Aus dem Dunkel aber trat ein Mann in langem Bänder gewand. Sinnend maß sein ernstes Auge das Weib, das vor ihm stand. Und er sprach: „War einst ein Königssohn. Der stieß Brunk und Lüfte von sich, ward ein Bettler und wandte sich ab vom Leben; nun aber kehrt er noch einmal zurück, um es zeugend zu überwinden.“

Da erhebe Eva in ehrfurchtvollem Erkennen. „Groß ist Deine Weisheit, Erhabener. Aber was Du zeugtest, würde nicht leben, — in schwankendem Tümmern würden ihm goldene Tage verrieseln. Und doch wäre das von Dir Gezeugte voll heißer, gefesselter Sehnsucht, — weil es die Sünde geboren. Ueberwunden wohl wäre das wollende Leben, Herrscher aber der lüsterne Traum. Vermindert wäre die Freude, gemehrt der Schmerz. So wende Dich ab von mir, Geist der großen Ruhe, und gehe heim, — ins Nichts!“

Da wandte sich die Lust und Leid verneinende Seele der ewigen Heimath zu und der Schemen ent schwand den Blicken des Weibes.

Aber aus dem Hain des Lebens erstrahlte ein bläuliches Licht. Still und heilig erglomm es und wuchs und wuchs: und in dem milden, leuchtenden Glanz stand der herrlichste Menschensohn. Selig leuchtete sein Antlitz der Sünde entgegen und unter Dornen erstrahlten die Augen der Liebe. Und es klang wie Orgelton durch den Hain: „Um des heiligen Werdens willen steige ich hernieder vom gebeneigten Kreuz meiner Leiden . . .“

Die Sünde aber sank in den Staub vor der Lichtgestalt. In Anbetung berührte der lustvolle Leib den Boden, des Auges schillernder Blick ward gebündelt in Demuth und die aufrührerische Lohr des Haars sank nieder aus

jügelnder Höhe, in frommen Wellen sich schmiegend zu den durchbohrten Felsen des Menschensohnes . . . Und in Verzückung hob sie das süße Antlitz zu ihm empor: „Du Gnadenreicher neigst Dich zu Eoa? Die Liebe umfängt die Sünde? . . . Doch Du bist stärker als ich. Entsühnen würde sich die Sünde in Deiner himmlischen Nähe und Eoa würde vergehen, — in Dir. Aber der Geist der Erhaltung will, daß die Sünde bleibe, wenn neues Leben sich formt. Und so löse Du Dich wieder in lichten Frieden, o himmlischer Geist; mir aber öffne das Chaos die Arme!“

Die Lichtgestalt verschwand, Eoa aber erhob sich vom Boden und stürzte an den Rand des Abgrundes hin. In heulendem Triumphgesang fuhren aus der Tiefe die Töchter des Chaos, umbrauten höhnisch den leuchtenden Leib, durchwühlten grimmig das flammende Haar. Ein dumpfes Getöse drang von der Erde empor und giftige Gase entquollen ihrem berstenden Schoß. Mußte Eoa herab in den schrecklichen Schlund?

Rettergerassel ertönt im Hain des Lebens. Eoa wandte das Antlitz und sah von fern einen Mann heranstürmen in schrecklicher Pracht. Immer näher kam er. Zerrißene Ketten schlugen den Boden und ein Pantherfell hing in Fetzen um den stählernen Leib. Als er aber ganz nah war, durchdrachte ahnungs-volle Wonne das Weib; denn aus den Augen des Stürmenden strahlte der Geist, seinen Leib durchpulste die Kraft, Liebe lächelte sein Mund und sündiges Wissen leuchtete aus seinem Antlitz. Ueber seinem Haupt aber schien es zu funkeln und zu sprühen in gelbem, zuckendem Licht: und so wie sie da stand, umwallt von der rothen Lohe der Sünde, so stand er da, umleuchtet von den Blitzen des Jurevels.

„Wer bist Du, Starker?“ fragte Eoa und schritt ihm entgegen in bebender Lust.

„Der für die Geschaffenen die Flamme des Lebens stahl, wie Du für sie den Apfel der Sünde brachtest. An den Felsen schmi-dete mich dafür ein ängstlicher Wot, mit Ketten, die ich Jahrtausende lang knirschend ertrug. Um m-inen Felsen tobten des Okeanos wüthende Töchter, brauste des W-m-es rasende Braut. Und das Leben rollte vorbei in wildem Getöse, bis der Tag der Vernichtung kam. Da sah ich die Sünde im Hain des Lebens harren. Und wieder ballte sich die gefesselte Hand in titanischem Trog, Micienkkräfte gab mir noch einmal die göttliche Bier: ich sprengte die Ketten und stürmte hi-ther, — die geliebte Flamme zu retten. Mein ist nun Eoa, die lichte Sünde, und von mir empfangen sie das Geschlecht der werdenden Welt, stark und jurevelnd wie ich, sündig leuchtend wie Du!“

Das Weib aber rief, im Rausch höchster Lust: „Dir allein vermählt sich das sündige Wollen; denn Du bist die That.“

Heulend warfen sich die Töchter des Chaos zwischen die Weiben und von der Erde stieg der Okean tosend empor. Doch der Mann drang durch Kampf und Sturm und schwang hoch in den Lüften die brennende Fackel, die er aus göttlicher Halle einst stahl. Und lodernnd sagte die Flamme die Töchter des Chaos, Gase und Dämpfe entzündend: und gelbe, irdende Lohe wallte zur Erde herab.

Ueber der vergehenden Welt aber umschlang der Mann das Weib, Phosphorosfrevell die fruchtbare Sünde.

Der Baumwollcorner.

Im Sommer und Herbst des Jahres 1902 war von den Baissiers auf den Baumwollmärkten die Mär verbreitet worden: so viel Baumwolle wie diesmal wuchs noch nie; alle Spindeln der Welt können diesen Erntesegen nicht verarbeiten. Die besser Unterrichteten, die, unter der Führung des new-yorker Händlers Th. Price, dem Schwindel dadurch zu begegnen suchten, daß sie die stürmischen Herbstangebote der Baissiers ausnahmen, wurden schnell kaltpir, weil ihr Kapital nicht ausreichte, um die aus der neuen Ernte voreilig herangeschleppten Massen abzunehmen und durchzuhalten. Gegen eine normale Lieferung von monatlich 7 bis 800 000 Ballen drangen in den ersten Monaten Posten von einer Million und darüber auf den Markt. Das verstärkte natürlich den Glauben an eine außergewöhnlich gute Ernte. Price erlag im Dezember den Baissiers. Wie wenig aber die forcirten Herbstlieferungen mit der Thatsache einer besonders reichlichen Ernte zusammenhängen, kann man heute aus der Statistik erkennen. Die Ernte des Betriebsjahres 1902/03 lieferte 10 758 000 gegen 1901/02: 10 701 000 und 1900/01: 10 425 000 Ballen. Die Monate lang von den Baissiers, unter freundlicher Beihilfe der Börsenpresse, verbreiteten Schätzungen aber hatten auf zwölf bis dreizehn Millionen gelaftet.

Nicht lange nach der Abschachtung Prices unternahm D. Sully noch einmal den Versuch, den Preis der Baumwolle zu heben. Er war glücklicher als Price. Die übertriebene Ernteschätzung war inzwischen allgemeiner erkannt worden und es gelang Sully, eine Steigerung des Preises von dem Tiefstand von 8 Cents auf den etwa als normal anzusehenden Stand von 10 Cents herbeizuführen. Nachdem Sully diese Besserung erreicht hatte, zog er sich im Mai mit einem anständigen Nutzen bescheiden zurück. Und nun begannen die der Herbstbaissie direkt entgegengesetzten Gewalttakte Browns. William P. Brown hatte die Bestände Sullys in wirklicher und in papierner Baumwolle zu Preisen von 9½ bis 10 Cents übernommen. Er brachte nun so still wie nur irgend möglich alle anderen von den Baissiers vorliegenden Mai- und Juniangebote an sich und nahm zugleich alle greifbaren Bestände aus dem Effectivmarkt unter seine Obhut, noch ehe die Baissiers merkten, was los war. Als dann der Junitermin kam, bat Herr Brown — gegen alle Spielregeln — die Herren Kontrahenten nicht um Zahlung der Geldbifferenzen, sondern um Baumwolle. Eine Panik brach aus. Was Herr Brown nicht vorher schon gegriffen hatte, wurde nun von den Baissiers von allen Lagern in aller Eile herbeigeschleppt, natürlich unter sprunghafter Steigerung der Preise. Man hoffte, Herrn Brown überfüttern zu können. Der aber hatte gut vorgesorgt, mit Speicherraum wie mit Geld. Er nahm alle Waare an und war so in der Lage, mit Denen, die sich nicht mehr hatten decken können, in der letzten Terminwoche auf der Basis von ungefähr 14 Cents zu reguliren. Sein riesiger Gewinn lockte einen großen Schwarm Outsidere herbei, all die Dummheit, die immer meinen, man brauche dem Glücklichen nur nachzuahmen, der „gegebenen Konjunktur“ nur zu folgen. Herr Brown hat sie arg enttäuscht; er spielte ihnen noch schlimmer mit als vorher seinen Gegnern. Nachdem die Außenseite in der ersten Juliwoche, im Vertrauen auf Browns Glück und Klugheit, tapfer „gekauft“ hatte, ließ Herr Brown zu Beginn der zweiten

Woche durch seine Agenten plötzlich Verkaufsordres auf den Markt regnen, als sei er pleite. Auch seine Gegner vom Juni, die Baissiers, waren thöricht genug, auf diesen Rummel hineinzufallen. Sie brachen mit Verkäufen auf den Markt, um dem, wie sie glaubten, toten Brown zur Revanche für den Juni noch das Letzte vom Reibe zu ziehen. Die Komödie dauerte aber nur drei Tage, vom sechsten bis zum achten Juli. Diese drei Tage hatten genügt, um die Kuhsenite, die zu 13 und 14 Cents gekauft hatte, abzuschlachten. Brown, der noch große Schläffe zu höchstens 11 Cents im Portefeuille hatte, durfte den Preis vom sechsten bis zum achten Juli getrost bis auf 12 Cents senken: trotzdem blieb ihm noch 1 Cent Nutzen und 2 Cents gewann er von seinen unklugen Mitläufern, die acht Tage früher zu 13 und 14 unwissentlich durch seine Hintermänner von ihm gekauft hatten und denen er nun die Scheine für 12 Cents wieder abnehmen ließ. So war, als der neunte Juli über dem Reichenfeld der Kuhsenite anbrach, Herr Brown von den Mitläufern befreit und sah die berufsmäßigen Baissiers, ganz wie im Juni, wieder in seinem Reg zappeln. Einen Durchbruchversuch unternahmen die Baissiers noch an diesem Tage: sie warfen Herrn Brown ein Angebot von einer halben Million Ballen entgegen. Das genierte ihn aber nicht; in seinem Portefeuille hatte noch mehr Platz. So hatte am zehnten Juli der Preis den vollen Hochstand wieder erreicht und nun kamen die letzten Phasen des Verzweiflungskampfes: Baissiers c/a Brown. Aus den Spinnereien schleppte man die zur Verarbeitung bestimmte Baumwolle wieder heran, aus Europa wurden von den Märkten und den Fabriklagern viele Tausende von Baumwollensballen aufgelaufen und nach New-York zurückgebracht. Millionen Spindeln standen still, zweihunderttausend Arbeiter wurden entlassen, zum Theil, weil den Fabriken der Ankauf von Rohmaterial bei dem geltenden Wucherpreis unmöglich war, zum anderen Theil, weil viele Fabriken vorzogen, die vorhandenen Materialbestände unter großem Gewinn zu verkaufen und lieber bis zur neuen Ernte zu feiern. All diese mit Millionenopfern von den Baissiers unternommenen Anstrengungen blieben fruchtlos. Herr Brown war nicht tot zu kriegen; er nahm schlanke jede Lieferung auf, die man ihm präsentierte. Heimlich verschaffte er sich dadurch Lust, daß er einzelnen der mit Stillstand bedrohten Fabriken, gegen die Verpflichtung zur Verarbeitung, Rohmaterial zu Vorzugspreisen abgab. Im Uebrigen aber stapelte er auf, was man ihm brachte. So ging es den Zulivverkäufern, wie es den Junileuten gegangen war: sie wurden bei der Regulirung haarsträubend nach ihrer Leistungsfähigkeit von Brown „gewerthet“; er nahm ihnen genau Das ab, was ihnen genommen werden konnte. Das selbe Schauspiel wiederholte sich im August. Der erste September sah schon die ersten Ladungen neuer Ernte. Herr Brown hatte drei Monate am Spieltisch ausgehalten und hatte nun ein gutes Recht, kalte Füße zu bekommen. Septemberegeschäfte hatte er wohlweislich nicht mehr entriert. Von seinem Restlager von rund 200 000 Ballen gab er nun die Hälfte zu Vorzugspreisen in den Konsum; die andere Hälfte behält er sich vorläufig zum Andenken, denn sie ist zum Verspinnen nicht brauchbar. Die new-yorker Börsianer sind nämlich der Ansicht, die Börse sei nicht der Baumwolle wegen, sondern die Baumwolle wegen der Börse da. Deshalb ist die an der Börse als „lieferfähig“ anerkannte Type unter die schlechteste Qualität gesetzt, die noch spinnfähig ist. Bei regulärem

Verlauf des Spielgeschäftes wandert diese Spielwolle, ganz wie die Spielmarken beim ehrsamem Spiel, immer zwischen den Parteien hin und her. An einem Ultimo dient Müller sie dem Schulze an, am anderen Ultimo Schulze dem Müller. Diesmal haben sich nun, wegen der langen Dauer des Corners, all diese Spielballen in Browns Besitz gesammelt. Und ich will jede Wette eingehen, daß Brown schon darüber nachdenkt, an welchem Herbsttermin er mit diesen hunderttausend Ballen Quark dem von ihm jetzt so gesteigerten Baumwollenpreis in Grund und Boden ruiniren will*).

In der Textilindustrie der ganzen Welt gährt es jetzt; man will sich nicht länger gefallen lassen, daß das Schicksal von tausend Fabriken, von hunderttausend Arbeitern von einem Herrn Brown abhängt. Man erstrebt ein internationales Verbot des Baumwollterminhandels. Ich halte von solchem Streben nicht mehr viel, seit ich — nun schon sechs Jahre lang — miterleben mußte, daß gesetzliche Verbote nicht in Kraft treten, wenns den Ministern nicht paßt. Aber der Thorheit möchte ich doch entgegenreten, die in der Börsenpresse gegen das Baumwollterminverbot sich jetzt wieder regt. Thorheit? Ich kann mir nicht helfen: nach Allem, was beim Terminhandel erlebt wurde, muß man

*) Als er diese Zeilen schrieb, kannte Herr Klapper wohl noch nicht die Weisheit, die der große William F. Brown einem Interviewer verkündet hatte. Ein paar Sätze aus dem Interview, das der Baumwollene in den letzten Augusttagen einem Hankesjournalisten gewährte, mögen heute noch interessieren. „Seit den Tagen des amerikanischen Bürgerkrieges hat es in der ganzen Welt nicht so wenig Baumwolle gegeben wie jetzt. Man erzählt uns, die Spinnereien hätten noch große Vorräthe. Vöckerlich! Ein Viertel der Produktion ist entweder eingestellt oder stark reduziert worden. Mit anderen Worten: man hat den Verbrauch während der letzten zwei Monate um 25 Prozent eingeschränkt. Und zwar nicht nur in den Vereinigten Staaten, sondern überall. Die Spinner sind kluge Leute. Einen Fehler haben sie freilich gemacht. Die Bailliers vermochten den Spinnern einzureden, die letzte Ernte werde mindestens 11 000 000 Ballen liefern; und die Spinner haben dieser Weissagung geglaubt. Jetzt aber zeigt sich, daß der Ernteertrag um etwa eine halbe Million Ballen hinter dem Bedarf zurückbleibt. Was in Amerika an Vorräthen sichtbar ist, reicht gerade achtzehn Tage für den Verbrauch. September und Oktober werden eine nicht mehr zu verbergende Baumwollennoth bringen. Die neue Ernte ist noch nicht zu schätzen. Sie kommt später als jemals in einem anderen Jahr und wird vermuthlich einen Durchschnittsertrag liefern, kann aber auch, gerade weil sie so verspätet ist, durch Regen oder Frost tief unter den normalen Ertrag herabgedrückt werden.“ Also sprach Herr Brown Ende August in New-York. Von ernstster Baumwollennoth ist einzuweisen aber noch nichts zu spüren. Am vierzehnten September meldete Bremen: „Baumwolle stetig. 63 Pfennig“. New-York: „Baumwollpreis 12“. New-Orleans: 10¹¹/₁₆. Und gerade im Staat Louisiana, dessen Hauptstadt den niedrigeren Preis meldet, hat Brown, der Prophet, einen Verbündeten gefunden, auf den er nicht rechnen konnte: den Räufelkäfer, der in Texas schon einen auf zehn Millionen Mark geschätzten Schaden in den Baumwollplantagen angerichtet hat und, nach der Berechnung des Mr. Hunter vom Landwirtschaftsdepartement, in fünfzehn Jahren das ganze Baumwollgebiet der Vereinigten Staaten verheucht haben wird.

schon Freiheit nennen. Die Börsenpresse schreibt, gewiß sei die Unsicherheit in der Versorgung des Rohmaterialbedarfes störend und beklagenswerth. Aber ein Terminhandelsverbot würde den Zustand nur verschlimmern. Der Terminmarkt in Baumwolle beruhe in der Hauptsache darauf, daß die Pflanze ihren Ertrag auf Lieferung im Voraus verkaufen, um sich dadurch die für den Erntebetrieb nöthigen Geldmittel zu beschaffen. Würde ihnen dieses Mittel genommen, so müßten Viele von ihnen ihre Plantagen wesentlich einschränken und damit würde die Baumwollnoth sich noch mehr verschärfen. Man sieht: die selbe absurde Theorie, die zu Gunsten der deutschen Bauern gegen das deutsche Getreideterminhandelsverbot geltend gemacht wurde. Mit diesen Herren muß man endlich einmal derb Deutsch reden. Es ist gelogen, wenn Jemand sagt, der Börseterminhandel erleichtere dem Produzenten den Absatz oder begünstige die Versorgung der Verbraucher mit effektiver Waare. Denn es ist gelogen, wenn man behauptet, dieser Börseterminhandel habe auch nur das Geringste gemein mit dem auf Zeit geschlossenen Waarenhandel. Der Bauer oder Pflanze, der im Sommer schon Korn oder Baumwolle aus der Herbsternnte verkaufen will, und der Kaufmann, der Müller, oder der Spinner, die im Sommer bereits Korn oder Baumwolle aus Spekulation oder für ihren Fabrikbedarf zur Herbst- oder Winterlieferung aufkaufen wollen: sie Alle brauchen für diesen wirtschaftlichen Zweck das durch die Handelsgefeßbücher aller Kulturstaaten geordnete und geschützte Lieferungsgeſchäft, aber niemals das in allen seinen Wesenszügen von diesem Lieferungsgeſchäft ganz verschiedene Börsetermingeschäft. An der Terminbörſe können Millionen Tonnen Getreide, Millionen Ballen Baumwolle „umgesetzt“ werden, ohne daß auch nur ein Centner wirklicher Waare dadurch bewegt zu werden braucht und ohne daß auch nur einem Bauern dadurch eine erleichterte Absatzmöglichkeit, einem Verbraucher eine erleichterte Bezugsmöglichkeit erwächst. Eine Verknüpfung des Terminhandels mit wirklicher Waarenbewegung ist ausnahmslos nur dann gegeben, wenn eine Spielpartei von den gewöhnlichen Spielregeln abweichen will. Das heißt: wenn sie die Situation für günstig hält zur Brutalisierung der Gegenpartei. Und in diesen Fällen richtet die Aktion der angreifenden Partei sich naturgemäß genau aufs Gegentheil einer „regulirenden“ Thätigkeit. Die Unterschiede in den Operationen des Waarenhändlers und des „Terminhändlers“ kann sogar der Blinde fühlen. Der Waarenhändler, der künftigen Bedarf voraussieht, kauft zu niedrigeren Preisen die Waare, legt sie hin und begegnet so mit Vortheil einer sonst möglichen Theuerung. Indem er durch seine Käufe zur Zeit sonst noch stöckenden Absatzes spekulativ eingreift, nützt er zugleich den Produzenten. Und wenn die am Ort herrschende Konjunktur einer Theuerung zubrängt, bemüht sich der Waarenhändler, von anderen Märkten die Waare heranzuziehen, um dem Bedarf zu dienen. Seine Thätigkeit ist in jedem Fall eine wirklich regulirende, dem Wirtschaftsleben nützliche. Ganz anders ist's beim Börseterminhändler. Der läßt, wenn auf den Feldern schon eine überreiche Erntewuchs, in seiner Briestafel noch Millionen Centner Korn oder Baumwolle dazuwachsen: um so mehr, je mehr draußen schon wuchs. So begegnet das Angebot des Bauern, der seinen Erntesegen auf Lieferung an der Börse verkaufen will, hier dem Papierweizen, den der Baissier wachsen ließ, und den Preis macht nicht der Bauer, sondern der Baissier. Und kommt dann der Stichtag, so schleppt der Börsianer zu

dem schon vorhandenen überreichen Marktvorrath noch so lange Waare heran, bis seine Partner, die Käufer, nicht mehr abnehmen können oder wollen. Ist durch solche Marktschwemme der Regulirungspreis um noch 5 oder 10 Mark tiefer gedrückt, als vorher der Auktopspreis gelaufen hatte, dann säckelt der Baissier vergnügt die Differenzen ein und die über den Bedarf herangeschleppte Waare belastet Monate lang den Markt, bis endlich der Konsum damit aufzuräumen vermag. So verlaufen der Regel nach die Börsenvorgänge im Herbst und Winteranfang. Aber hat davon nicht wenigstens der Konsument den Vortheil? So mag der Städter fragen. Die Antwort findet er, wenn er die den Baissier ablösende Thätigkeit des Hausiers betrachtet. Der Hausier fängt zu operiren an, wenn er merkt, daß die Beute zu dem vorigen, unangemessen billigen Preis unwirtschaftlich verwendet wurde, daß Millionen Centner Brotkorn lieber dem Vieh in die Krippe geschüttet als in die Mühle gefahren wurden und die neue, wachsende Ernte vielleicht schlechten Stand zeigt. Er baut dann sein Portefeuille ganz im Stillen zum Speicher um, nimmt jedes auf dem Markt liegende Papierangebot auf und fügt zu dem vorhandenen Konsumbedarf noch effektiver Waare noch seine „Nachfrage“ nach Zettelwaare. Rückt schließlich der Fälligkeitstermin heran, dann reißt der Hausier dem Konsumbedarf die Waare direkt aus dem Mund und sperrt sie ein. Waare, die auf dem Wege nach dem Markt ist, wird aufgekauft und abgelenkt. Auf dem Markt vorhandene Waare wird aufgegriffen und fortgeschickt. So wird der Plog ausgehungert. Mit den Blankoverkäufern, die unvorsichtig waren, werden so die unschuldigen, an dem wüsten Spiel in keiner Weise mitbetheiligten Verbraucher abgeschlachtet. So verliert der Konsument wenige Monate später reichlich wieder, was er zur Zeit der Baissie vielleicht verdient hatte. Er verliert mehr. Denn die Differenz zwischen Baissiepreis und Normalpreis bleibt in der Regel im Handel und bei den Zwischengewerben (Müller, Bäcker) hängen; die Differenz aber zwischen Normalpreis und Hausiepreis wird dem Verbraucher immer unverkürzt aufgebrummt.

Das wahre wirtschaftliche Interesse der Produzenten wie der Verbraucher verlangt einen möglichst beständigen, normalen Durchschnittspreis. Beider Interesse ist von den durch das Börsentermingeschäft bedingten Schwankungen gefährdet. Und diese Schwankungen sind unvermeidlich. Die Lehrmeinung, der Börsenterminhandel wirke ausgleichend auf den Preis, beruht auf der Verwechselung des Terminhandels mit dem Lieferungsgeßäft. Der Börsenterminhandel könnte überhaupt nicht existiren, er wäre sinnlos, wenn es keine Preisschwankungen gäbe. Denn er ist eine Wette auf die Preisschwankungen, und so weit die Schwankungen sich nicht aus natürlichen Ursachen von selbst einstellen, muß der Terminhändler sie künstlich hervorzurufen suchen. Wo aber in der natürlichen Marktlage, im Verhältniß des (sofortigen oder künftigen) Vorrathes zum (sofortigen oder künftigen) Bedarf schon eine Quelle für Preisschwankungen gegeben ist, muß der Terminhändler Alles dransetzen, die Schwankungen noch intensiver zu gestalten. Als Baissier muß er den schon schlechten Preis noch tiefer zu drücken suchen, als Hausier muß er die gegebene Disposition einer Preiserhöhung zur Theuerung zu steigern suchen. Wer als Terminhändler anders operirte, wäre ein Esel. Und Esel hat noch kein Verständiger die Börsianer gescholten.

Edmund Klapper.



Erinnerung an Bismarck.*)

Zelf Jahre ist's her. In Preußen hatte der Schulgesetzentwurf der Grafen Caprivi und Zedlitz die Geister erregt; in Oesterreich wütheten die Jungtschechen wider die Punktionen und ihre schwächeren Konkurrenten, Riegers zusammenschumpfende Gefolgschaft und der konservative Großgrundbesitz, fanden eine taktische Schwenkung nöthig und forderten die Berathung der Ausgleichsaktion „auf ruhigere Zeit“. Durch die Presse beider Reiche schwirrte der Lärm und weckte ein Echo in der Seele des einsamen Zeitunglesers, der, entammet, seit zwei Jahren ein machtloser Mann, im Sachsenwald saß. Wie wehrfähige Tagvögel, denen in später Dämmerung eine Eule naht, flatterten in diesem heißen Greisenhaupt allerlei streitbare Gedanken auf, Erinnerungen an helle und dunkle Stunden der Stammesgeschichte, an deutsches Werden und deutsches Irren. Ein Name, den der Zufall vors Auge führte, rief assoziative Kräfte zu rascher Arbeit. „Schwarzenberg . . . Auf schwarzenbergischem Boden sah ich 1863 in Gastein, wie jungen Weisen die Nahrung ins Nest getragen wurde. Raupen und anderes Ungeziefer. Unglaublich, wie oft der Vogel in einer Minute den Weg hinab und hinauf machen konnte; und ‚niemals kehrt‘ er heim, er bracht' Euch Etwas'. Daran erinnert mich der Eifer mancher Regirungen, die schließlich ja aber zu den Parteien nicht im Verhältniß von Eltern zu Kindern stehen. Hier ein Bissen, da ein Bissen. In dem Bestreben, jeden Mund zu stopfen und drohenden Gefechten auf dem Sandweg der Versöhnungen auszuweichen, wird die Warnung des trop do zèle leicht vergessen. An Ungeziefer läßt's nun die Natur im Sommer nie fehlen; der Vorrath an Konzessionen aber ist überall bald erschöpft, und wenn dann der Winter des Mißvergnügens anbricht, ist die verwöhnte Haut doppelt empfindlich. Als in Doberan noch gespielt wurde, setzte eines Tages der Großherzog immer auf die selben Nummern wie sein Nachbar, der als Töpfermeister wohlhabend geworden war, also vielleicht auch am spieltisch Glück haben würde. Doch damit wars diesmal nichts; und als Beide die mitgebrachte Barschaft an die Bank verloren hatten, fragte der Großherzog: „Na, Pötter (Töpfer), wat maßt wi nu?“ Der war um die Antwort nicht verlegen: „Hoheit schriewen Stüern ut un ik maßt Pött!“ Ganz so bequem geht's in der Politik heutzutage doch nicht mehr; und darum empfiehlt sich, nicht Alles, was man in der Tasche hat, zu verspielen. Der Mund, den man gestopft zu haben glaubt, ist schnell

*) Diese Erinnerung wurde vor fünf Monaten in der „Neuen Freien Presse“ veröffentlicht. Sie wird den meisten Lesern der „Zukunft“ unbekannt geblieben und vielleicht auch jetzt, da in Oesterreich-Ungarn die von Bismarck früh erkannte Reichskrisis nicht mehr zu verbergen ist, nicht unwillkommen sein.

wieder offen, — und am Ende sucht man vergebens nach neuem Futter. Das caprinische Schulgesetz würde das Centrum nicht auf lange satt machen; und es ist mir sehr zweifelhaft, ob die österreichische Staatskrankheit mit KonzeSSIONen zu heilen ist. Der Appetit kommt beim Essen.“ Die „Germania“, das berliner Organ der Katholikenpartei, hatte das Schulgesetz mit der Behauptung empfohlen, die deutschen Siege von 1870 und 1871 seien zum nicht geringsten Theil auch dem konfessionellen Unterricht und der geistlichen Schulinspektion zu danken. Das ging dem Fürsten Bismarck über den Späß. Nein, sagte er: wer deutsche Waffengänge mit konfessionellen Wirren in Verbindung bringen will, muß schon bis zum Dreißigjährigen Krieg zurückdenken; und schlimmere Tage hat unser Vaterland nie gesehen. Gerade diese dunkelste Epoche heimischer Geschichte beschäftigte den Fürsten damals oft. Als Schweninger einmal sehr lange nach Mitternacht ins Schlafzimmer schlich, um nach seinem Patienten zu sehen, fand er ihn wach. „Ich konnte nicht einschlafen und trieb das alter Leute eigentlich unwürdige Geschäft, Lustschlösser zu bauen. Sehen Sie: ohne die Schlacht am Weißen Berge wäre Alles anders gekommen.“ Und nun folgte eine Darstellung, wie die Dinge sich entwickelt hätten, wenn Friedrich V., das Oberhaupt der protestantischen Union, weniger schwächlich und vergnügungsfüchtig gewesen und in Böhmen nicht nur ein Winterkönig geblieben wäre. Was hätte Graf Taaffe wohl zu dieser Nachtwision eines entlassenen Ministers gesagt? Ungefähr das Selbe wahrscheinlich, was die jungen Spree-Literaten sagten als Heine ihnen erzählte, er habe beim Schreiben über seinem Haupt ein Rauschen, wie vom Flügelschlag eines Fabelvogels, gehört: Dergleichen sei ihnen nie geschehen, meinten sie; und schüttelten mitleidig die Dichterköpfe. Bismarck hatte immer den Muth, seine Gedanken bis ans Ende zu denken. Er lächelte freilich selbst, als er mir später einmal von dem Lustschloß sprach, das er auf dem Weißen Berge gebaut hatte. „Notturmo, Divertimento; Trional ist weniger schädlich.“ Dann aber ging es doch weiter, durchs Didicht der Geschichte und durch eigenes Erleben bis zu der Stunde, wo er in Frankfurt die Depesche des Fürsten Schwarzenberg (vom siebenten Dezember 1850) las und der Einblick in das Programm: *Avilir puis démolir* ihn erkennen ließ, „der gordische Knoten deutscher Zustände sei nicht in Liebe dualistisch zu lösen, sondern nur militärisch zu zerhauen.“ In zwei kurzen Nachtstunden durchflog sein Genius den am Eingang nur spärlich erhellten Riesenraum dreier Jahrhunderte. Ein wigiges Wort des klugen Li-Hung-Tschang fällt mir ein. Der klagte in Friedrichsruh über Schlaflosigkeit und fragte, wie es damit denn beim Fürsten stehe. „Schlecht,“ hieß es; „wenn ich mich hinlege, setzt sich politische Sorge ans Bett und hält mich wach.“ Der schlaue Chinese, der in Berlin eben den dritten

Kanzler gesehen hatte, schwieg eine Minute und sagte dann schmunzelnd: „Fürst Hohenlohe schläft gewiß besser.“

Fast elf Jahre ist's her. Achtehnten Juni 1892. Zum ersten Male seit der Entlassung ist Bismarck wieder in Berlin. Er betritt den Boden der Hauptstadt nicht. Ein paar hundert Menschen, die sich den Zugang erharret, erlisset, erklämpft haben, sehen ihn auf dem Anhalter Bahnhof am offenen Fenster seines Salonwagens. Keine Ehrenwache, wie am neunundzwanzigsten März 1890, beim Abschied; kein kriegerischer Klang von Trommeln und Pfeifen; weder Präsentirmarsch noch Fronttrapport. Wie der Auszug einer vom fremden Eroberer gestürzten Dynastie war es damals gewesen; viel Liebe weinte, viel Haß knirschte dem drei Wagen nach, die aus der Wilhelmstraße in die preussische *via triumphalis* bogen. Jetzt schwieg der Haß für ein Weilschen und nur die Liebe drängte an das enge Fenster, das einer Sehnsucht aufgethan war. Da stand er. Nicht der schwefelgelbe Kürassier. Schwarzer Tuchrock, weiße unmodische Halsbinde, Reisemütze: so hatten die Berliner ihn selten gesehen. Ein Jauchzen, als lehnte Jedem der Vater heim. Zum Gruß entblüht er den mächtigen Schädel. „Er sieht jünger aus!“ „Das Auge!“ „Die zarte Haut!“ Hundert Hände erbetteln zugleich den Druck dieser einen Hand. Hundert Blumensträuße winken und werden um Einlaß. Schon sind die schmalen, soignirten Finger von derb zupackender Härlichkeit geröthet und noch ist die Schaar der Getreuen nicht zufrieden. „Er wird reden!“ „Er muß reden!“ „Silentium für Bismarck!“ Er lehnt sich auf den rechten Arm und legt den linken Zeigefinger auf die lächelnden Lippen. „Schweigen ist jetzt meine Bürgerpflicht.“ „Dann werden die Steine reden“, ruft Einer; und ein Anderer: „Noch ist Dankbarkeit auf dieser Erde nicht ausgestorben; wenn Alle untreu werden, so bleiben wir doch treu!“ Wieder schüttelt der Massensturm die arme, wehrlos höfliche Hand. Offiziere, Bahnstachfner, Schukleute: alle Bande der Disziplin reißen; wie sonst um Beute nur und um Frauenliebe, so raust man hier um das Sekundenglück, die Taze des Löwen zu drücken, — und ahnt nicht, wie leicht jede Schmerzempfindung sie lähmt, seit Kullmanns Kugel den rechten Daumen gestreift hat. Ein Stöhnen der Lokomotive mahnt zur Abfahrt. Von hinten her heult: „Hier bleiben!“ Ganz vorn kreischts im Diskant: „Wiederkommen!“ Ein Lächeln, das viel sagt und wenig verspricht, eine leis in die Höhe weisende Armbewegung, ein Zucken der Achseln. „Bitte, zurückzutreten! Zurück!“ Manchen Zögernden zerrt die Faust eines Beamten aus gefahrvoller Nähe... Der Zug fährt ab. Nach Köderau, wohin die Offiziere aus Riesa auf ihren Jagdwagen geeilt waren und wo die Begrüßung schon „amtlicher“ wurde als im Preussischen. Nach Dresden, wo Magistrat und Stadtverordnete auf dem Bahnhof vertreten sind und vierzehntausend Fackeln

zu der Estrade des Hotel Bellevue hinaufgräßen. Pirna, Schandau, Tetschen, Iglau, Znaim, Wien. Eine andere Strecke als im September 1879, auf der Fahrt zum Abschluß des deutsch-österreichischen Bündnisses. Noch lauter als damals aber der Jubel. Auch hinter, namentlich hinter den schwarzgelben Grenzpfählen. „Es ist möglich“, lesen wir im zweiten Bande der „Gedanken und Erinnerungen“, „daß der slavische Keil, durch den in Gestalt der Czechen die urdeutsche Bevölkerung der österreichischen Stammländer von den nordwestlichen Landsleuten getrennt ist, die Wirkungen, die nachbarliche Reibungen auf Deutsche gleichen Stammes, aber verschiedener dynastischer Angehörigkeit auszuüben pflegen, abgeschwächt und das germanische Gefühl der Deutsch-Österreicher gekräftigt hat, das durch den Schutt, den historische Kämpfe hinterlassen, wohl verdeckt, aber nicht erstickt worden ist.“ Dieser Satz galt den Eindrücken der Reise von 1879, erhielt seine endgiltige Form aber erst nach dem Sommer des Jahres 1892. Damals hatte der Reisende — den schon in Lenz der Jubel so laut umbrauste, daß er, um sich politischen Rundgebungen zu entziehen, Fenster und Vorhänge schloß — die Friedensbürgschaft der stärksten europäischen Militärmacht mit auf den Weg genommen. Jetzt brachte er nichts, kam mit leeren Händen, nicht als Kanzler des Nachbarreiches, nur als in Ungnade gefallener *particulier de distinction*, um den ältesten Sohn vor den Traualtar zu geleiten. Und er schreitet durch dichte Ehrenspaliere und bis in die stillsten Stuben des Palais Palissy dröhnt der Dankruf leidenschaftlicher Liebe ihm nach.

Kam er wirklich nur als zärtlicher Vater und Schwiegervater nach Wien? . . . In Berlin und noch weiter westlich gab es Leute, die längst daran zweifelten. In Fürstenschlössern und Ministerial-Bureau; ehrenwerthe Leute, die ihn bis in die Nieren zu kennen behaupteten, wadere, die nach seinem jähen Fall durch Schlamm und Geröll auf Hügelchen geklettert waren. Figaro kannte sie, als er rief: *Médiocre et rampant, et l'on arrive à tout!* Die spintifirten und kalkulirten. Noch war das Wort nicht gesprochen: „Der Mann gehört nach Spandau!“ Manche reizbare Schwäche aber fühlte noch die Spur rauher Verührung. Einem Großherzog hatte der erste Kanzler, mit höflicher, doch nervöser Stimme vorgehalten, er habe ihn zwanzig Minuten über die vereinbarte Besuchszeit hinaus warten lassen. Ein Bundesfürst, der dem eben Entlassenen das Bedauern eines durch die Ereignisse völlig Ueberraschten aussprach, mußte den Satz hinnehmen: „Ich glaubte bisher, gerade Euer Hoheit hätten an dem Personenwechsel wesentlich mitgewirkt!“ Alte Wunden brannten noch. Und die Gesichtsträger waren seit den finsternen Märztagen des Jahres 1890 nicht müßig gewesen. Er hat den Kaiser brustlirt, sich das Regierrecht angemacht, mit der Faust auf den Schreibtisch geschlagen, das Tintenfaß gegen die Wand geschleudert, —

Du lieber Himmel: ein Morphiniſt! Dem iſt Alles zuzutrauen. Und beinahe Alles wurde geglaubt. Selbſt den freundlichen Beurtheilern fehlte der Schlüssel zu dieſer Perſönlichkeit, die Einſicht in das Weſen des Genies, das immer naiv iſt und niemals aus komplizirender Verrechnung heraus ſeine Pläne ſpinnt. Eine ungeheure Intelligenz, ein Mann, der Alles weiß, Alles ſchlau wägt und vor der Wahl der Mittel nie ſittſam zaudert: ſo ſieht der einſeitig nach der Verſtandesſchärfe Gebildete den genialen Menſchen, der Kammerdiener den Helben. Der ſtrapazirt ſich nicht wegen einer Hochzeit, hieß es. Der hat, wenn er ſich in Bewegung ſetzt, ganz andere Ziele, höhere, die Euer blödes Auge noch gar nicht ſieht. Wartets nur ab! Vielleicht iſts nur ein letzter Verſuch, das Volk aufzuwiegeln. Oder noch mehr? In die amtlichen Sphären ſickerte die Nachricht, der greiſe Fürſt habe beim Kaiſer Franz Joſeph eine Audienz erbeten. Da ſeht Ihr! Erſt macht er gegen den Handelsvertrag mobil und empfiehlt eine an Vaſallendemuth grenzende Ehrfurcht vor der Moſkowiterknote; und nun will er in der wiener Hoſburg die alte Diplomatenkunſt leuchten laſſen. Wahrscheinlich wird er ſich auch in Dresden und München den Monarchen aufdrängen. Die hohen Herren ſollen ſich für ihn verwenden, ihm am Ende ins Amt zurückhelfen. Die aberwichtigſten Gerüchte wurden herumgetragen und von gläubiger Einſalt für „Waſſerſpei“ genommen. „Wenn die Stiche reizen,“ ſchreibt er ſeinem Vêrvert in Wien für die Nachfolge Kalnoſys vor; und Deuſt II. wäre noch eine andere Gefahr als der Sachſe.“ Schnell einen Riegel vorſchieben; einen doppelten, wenns geht. Mit dem Geräusch der Reife wuchs auch die Angst der intereſſirten Lauſcher. Als der Duerſtenberg, der mit ſeiner Aktienweiſheit im Lager des Friedländers herrſchen möchte, hatte man ihn in den niſolſburger Tagen verhöhnt. Jetzt wiſperte man von einem neuen Wallenſtein. „Der geht aufs Ganze. Wie in Schillers drittem Akt: Laßt ſehn, ob ſie das Antlitz nicht mehr kennen . . .“ Was folgte, ſchien ſchlimme Verwirklichung düſterſten Ahnens. Das Herrn Benedikt, dem Herausgeber der „Neuen Freien Preſſe“, gewährte Interview (Bismarck erwähnte es ſpäter mit dem Wortſpiel: *Bona dixit*), München, Kiſſingen, Jena, die Reden des Fürſten, die unverkennbar von ihm inſpirirten Artikel —: Alles ſchien zu beſtätigen, daß hier auf die deutſche Reichspolitik ein Sturmangriff gewagt werden ſollte, den ein kluger Strategie lange beſonnen hatte.

Welch Schauſpiel! Aber, ach! ein Schauſpiel nur!

. . . Zweimal ſah ich Bismarck in Stunden, wo die Preſſe des ganzen Erdrundes ihm geheimnißvoll furchtbares Planen zuſchrieb; zweimal erkannte ich, wie unzugänglich die Gefühlswelt eines Goethe dem ſpekulativen Verſtande der Börſen bleiben muß. Im Januar 1894 hatte Wilhelm II. dem geneſenden Fürſten den Steinberger Wein geſchickt und den General-Oberſt

bringend ins Schloß geladen. Tausend Hoffnungen, abertausend Ängste regten sich unruhvoll. Jetzt, dachte die Angst, hat er endlich erreicht und der arme Caprivi kann seine Koffer packen. Jetzt, jauchzte die Hoffnung, kehrt uns die alte Sonne wieder. Weh uns! Heil uns! Den Nächsten sogar stiegen Zweifel auf, was nun werden solle, werden könne. Mit neun- und siebenzig Jahren ins Staatsjoch zurück? Noch einmal das alte Leid, infandum, imperator, dolorem? . . . Nur Einer blieb nüchtern. Als die Frage besprochen wurde, ob er der Einladung folgen, sich unvermeidlichen Erregungen und möglichen Enttäuschungen aussetzen solle, schnitt er mit kurzer Geberde den Faden der Erörterung ab, wies auf die Weinflasche, die noch unentkorkt auf dem Tische stand, und sagte: „Le bouchon est tiré, il faut boire!“ Mannenpflicht gebot, zu gehen; Menschenkunde verbot, als Gepäd Illusionen mitzunehmen. „Ich will nichts, bin vollkommen saturirt und möchte wetten, daß unser Herr unter Ausschluß aller Politik mit mir konversiren wird.“ So kam es denn auch. Furcht und Hoffnung wurden enttäuscht. In ungewandelter Gemüthsstimmung kehrte der Fürst in der Nacht nach dem Abfahrtmorgen heim. Und: „Ottosen,“ sagte die treue Frau Johanna, „ist nun doch noch einmal durchs Brandenburger Thor gefahren.“

Daß es 1892 anders kam, war nicht die Folge eines vorausbedachten Planes. An einem Frühlommertag war ich in Friedrichsruh. Alles rüßete sich froh für die Reise und der liebenswürdige Allverwalter Rudolf Chrysander lief noch rastloser als sonst treppauf, treppab, als Arzt, Bureau-Chef, Hüter der Ruhe und stets bereiter Erfüller weiblicher Wünsche. Von Wien aus war ich von verschiedenen Seiten gebeten worden, der Ankunft des Riesen auf kleiner Laute zu prälubiren; über Bismarcks Stimmung, Absicht, Sentiments für Oesterreich „Etwas zu schreiben“. Da ich nie genug — oder immer zu viel? — Ehrgeiz besaß, nach der Rolle eines Bismarck-Choragen zu streben, hatte ich die Anträge dankend abgelehnt. Auch hätte ich nichts zu schreiben gewußt: wie der große Preuße zu Oesterreich stand, wußte die Welt; und ein gütig in die Intimität Aufgenommener hatte nicht Schleier zu lüften, die der Hausherr noch nöthig fand. Im Lauf des Gespräches erzählte ich dem Fürsten von den unerfüllten Wünschen der ihm freundlich gestimmten wiener Zeitungen. Lebhaft, mit der feinen, alle Unterschiede des Lebensalters und der Lebensleistung behutsam wegwischenden Höflichkeit, die ihn nie verließ, ging er darauf ein: „Ich glaube, mir bei Ihnen den wohl- anständigen Ruf eines Privatmannes erworben zu haben, der sich jeder Ingerenz auf das Handeln seiner Freunde enthält. Chacun à son goût. Auch in diesem Fall hätte ich Ihre Entschlüsse nicht prägravirt. Jetzt aber kann ich offen sagen, daß die Entscheidung, die Sie wählten, mir sehr angenehm ist. Sehr. Ich möchte mich in Oesterreich ganz geräuschlos halten

und Alles meiden, was zu politischen, sogar zu nationalen Demonstrationen irgendwie Anlaß geben könnte. Deshalb fahre ich auch nicht über Prag. Da ist immer ein bißchen Gewitterneigung und das Stammesgefühl könnte sich lauter äußern, als rebus sic stantibus wünschenswerth ist. Schließlich werden die streitenden Theile sich doch von Volk zu Volk verständigen müssen (ich erwarte Einiges dafür von Dem, was man heutzutage soziale Frage nennt; Wirthschaft, Horatio! Auch von gemeinsam fühlbarem ungarischen Druck. Wenig von gouvèrnementalen Eingriffen; die Haut ist zu wund und die nervöse Ueberreiztheit zu weit gediehen). Ein Fremder hat in innere österreichische Fragen erst recht nicht dreinzureden; weder in die böhmische noch in die ungarische, die, wenn ich richtig sehe, mehr und mehr zur cisleithanischen Existenzfrage werden wird. Ich reise nicht in Geschäften und bin schon Frau und Kindern schuldig, mich wie ein ordentlicher Hausvater aufzuführen. Außerdem werde ich den Kaiser Franz Joseph sehen, der mir unter den bekannten erschwerenden Umständen immer ein gnädiger Herr war und auch jezt die erbetene Audienz gern gewährt hat, sogar mit dem *beneficium*, im Ueberrock erscheinen zu dürfen. Dafür muß ich um so dankbarer sein, als es an Verdächtigungen nicht gefehlt haben wird, weil ich Szögyenyis Anregung, einen Handelsvertrag — ungefähr auf der späteren rohnstoder Basis — abzuschließen, artig, aber entschieden von mir wies; und wohl auch aus anderen Gründen. Ich verdanke keinem Menschen, daß er seinen Vortheil wahrnimmt, kann mir aber nicht auf meine alten Tage abgewöhnen, als Bürger des Deutschen Reiches zu fühlen, den unsere Sonne wärmt und unser Regen naß macht. Wir haben das kürzere Ende gezogen und müssen uns bis auf Weiteres damit abfinden. Item, ich möchte in Oesterreich nicht lästig werden (ich glaube, man schiebt lästige Ausländer drüben noch schneller ab als bei uns); und introductirende Artikel, auch gut gemeinte, könnten schon ans Aergerniß streifen. Ich will Hochzeit feiern und, damit Schweninger endlich wieder zufrieden ist, für ein paar Wochen alles politische Elend vergessen. Meine magyarischen Freunde werden mir ja wohl nicht gerade das Lied vom deutschen Hundsfott aufspielen lassen; und da unter ihnen immer Einzelne sind, die (anders ist's nicht zu erklären, denn sie trinken ihren eigenen Wein nicht) betrunken auf die Welt kamen, rechne ich auf lustige Zeit.“

So war die Stimmung unmittelbar vor der Abreise. Bismarck kannte damals noch nicht Caprivis Depesche vom neunten Juni, die das Personal der Deutschen Botschaft anwies, der Hochzeitfeier fern zu bleiben, und dem Prinzen Reuß befahl, von der unvermindert auf dem Fürsten lastenden Ungnade dem Grafen Kalnoth Mittheilung zu machen; er ahnte nichts von den zähen Bemühungen, ihn um die erbetene und bewilligte Audienz zu bringen. Am zwanzigsten Juni sah er Abends den Grafen Kalnoth bei

sich. Am zweiundzwanzigsten Juni konnte er sich mit der tapferen Prinzessin Neuß über die leidigen Vorgänge aussprechen. Nun wußte er Bescheid. Am dritten April 1890 das ganz ungewöhnlich lange Handschreiben, das der Flügeladjutant Graf Wedel dem Kaiser Franz Joseph überbringt; Aufzählung der Gründe, die „zur Entlassung Bismarcks zwingen“. Am neunten Juni 1892 Caprivis Uria-Brief. Als die Wirkung sich nicht im erwarteten Umfang einstellt und man in Wien wenig Lust zeigt, *d'épouser les haines d'autrui*: neue „bringende Vorstellungen“. Endergebnis: Bismarck sieht den Kaiser nicht, die Kronprinzessin Stephanie, die der Trauung zuschauen wollte, reißt plötzlich ab, kein der Botschaft Angehöriger kommt zur Hochzeitfeier. Am dreiundzwanzigsten Juni empfängt der Fürst einen Herausgeber der „Neuen Freien Presse“. Am nächsten Morgen bringt die „Neue Freie Presse“ das Interview. Der Sturm bricht los.

Bismarck hatte sich auf die Audienz beim Kaiser Franz Joseph, mit dem er vor genau vierzig Jahren in dienstlichen Verkehr getreten war, sehr gefreut. Nicht nur, weil sie ihm die Möglichkeit bot, schlichter, prunkloser Pflichterfüllung seinen Respekt zu zeigen; ihm lag auch daran, Mißverständnisse aufzuklären, die vom Persönlichen ins Politische hinüberwirkten; und ich habe Grund, zu glauben, daß er an dieser Stelle, wo er von Nikolsburg her volles Vertrauen genoß, damals den Rückversicherung-Vertrag zur Sprache bringen wollte, die „doppelte Affekuranz“, zu deren nicht unbeträchtlichsten Zwecken auch der gehört hatte, einem bestimmten petersburger Hofzirkel die via Prag-Kraukau genährte Furcht vor einem österreichischen Offensivstoß von den Nerven zu nehmen. Bismarcks Nachfolger hatte die russische Affekuranz, die Deutschland jedenfalls das Maximum an Friedenssicherung gewährte und deren Erneuerung Schumalow anbot, als „zu kompliziert“ abgelehnt; und es klang glaublich, daß der erste Kanzler in Wien der Treulosigkeit beschuldigt worden sei. Einerlei: er hat Schlimmeres verschmerzt. Daß er aber, der zum ersten Male wieder in die Öffentlichkeit trat, wie ein Demaskierter gemieden wurde, als Hochzeitvater, von alten und neuen Freunden, und daß die Bannbulle aus dem Hause kam, in das, wäre er nicht gewesen, nie ein Kanzler der Deutschen den Fuß gesetzt hätte: Das entfesselte den Pelidenzorn.

Auch das Wesen des Größten trägt die Spur seiner Entstehungszeit. Otto Bismarck war 1815 geboren, der Sohn eines märkischen Junkers. Er sah manche Möglichkeit nicht, die dem schwächeren Auge der Nachgeborenen heute gar nicht entgehen kann. Er rechnete, zum Beispiel, in seiner Gewöhnung an europäocentrisches Denken nicht damit, daß ein Russenreich, das sich auf die Hauptaufgabe der asiatischen Vormacht besinnt, über das Vischen Balkan sich mit Oesterreich leicht verständigen kann. Ihm war der Gegensatz russischer und österreichischer Balkan-Interessen die sicherste Gewähr deutsch-öster-

reichischer Freundschaft. Er war eben das Kind seines Jahrhunderts, wollte auch nicht mehr sein. Mit der heftigsten Entschiedenheit aber hat er stets sich gegen die Schwärmertendenzen gestemmt, die Oesterreichs deutsche Länder schon unter der Hohenzollern-Herrschaft sahen. Unbekannt ist sein Wort: „Wenn Oesterreich nicht existirte, müßten wir's schaffen.“ Nicht so bekannt der Ausspruch: „Unser heutiges Wirthschaften auf Prestige und äußeren Glanz hat unter Anderm auch den Nachtheil, daß die Deutschen in Oesterreich glauben müssen, wir hätten's wirklich bis an die Sterne weit gebracht und sie allein säßen im Dunkel. Das ist gefährlich, weil es auf die Dauer die habsburgische Politik von uns abdrängen muß und einen Nachfolger des Kaisers Franz Joseph auf den Gedanken bringen könnte, es mal auf der anderen Seite zu versuchen. Die Anziehungskraft eines geschwächten Deutschland wäre jedenfalls ja geringer. Schon darum bin ich gegen die Unbescheidenheit dekorativer Effekte.“ Nicht alle Worte veralten in zwei Lustren.

... Anton Prokesch-Osten hat 1872 dem alten Gegner ein gutes Zeugniß ausgestellt. „Bismard“, schrieb er, „war der Mann für den Umguß Deutschlands in die neue Form. Der Beruf Preußens übermächtigte ihn so, daß er selbst mit mir die Unerläßlichkeit der Einheit Deutschlands unter Preußen mehrmals besprach.“ (In Frankfurt; 1854!) „Er war durch und durch nur Preuße; er würde, wenn ein Engel vom Himmel herabgestiegen wäre, ihn ohne preußische Fokarbe nicht eingelassen, dagegen dem Satan selbst, zwar mit Verachtung, aber doch die Hand gereicht haben, wenn Dieser dem preußischen Staat ein deutsches Dorf zugeschanzt hätte.“ Ein gutes Zeugniß, auf das der Genirte stolz sein durfte. Und doch sah Prokesch nur das äußere Kleid bismärdischen Wesens, die Uniform. Einen, der nur ein Preuße war, hätte der deutsche Süden nicht, hätten nicht unter fremder Sonne die heißesten Herzen so leidenschaftlich geliebt, die besten, ohne seiner Politik lange erst nachzufragen. Den eisernen Preußen hätten nicht nach jeder Erregung Weintränke geschüttelt. Wo wuchs Seinesgleichen je unter preußischen Junkern? Mit fast Allen hat er in Fehde gelegen. Kein Einziger stand ihm nah, seit seine Seele Herrin ward von ihrer Wahl. Nein: Bismards Heimath war das Wunderland großer Visionen. Wer ihn empfinden will, muß ihn aus dem diplomatischen Corps ins horazische genus irritabile vatum reihen. Noch aus den Gebieterzügen des Greisenhauptes glühten, wie Lava aus dünner Schneeschiht, rothe Leidenschaften hervor. Er hatte die ungeähmte, unzählbare Subjektivität, die empfindsamen Nerven und die musische Grundstimmung des genial geborenen Künstlers. Und ganz sicher wird man ihn besser verstehen, besser auch lieben lernen, wenn er nicht mehr im Karaffertoller nur, mit dem Stahlhelm auf dem Redenschädel, im Volksempfinden fortlebt. M. H.